PT
3919
.R73F5
1896

Fluten und Flammen.

LIBRARY OF CONGRESS.
PT3919
Chap. ..... Copyright No. .....
Shelf .R73F5
1890
UNITED STATES OF AMERICA.

Fluten und Flammen.

Eine Erzählung aus dem Conemaugh-Thale

von

C. H. Rohe.

LIBRARY OF CONGRESS
COPYRIGHT
JUN 30 1890
4103
WASHINGTON

Columbus, Ohio:
Druck des Lutherischen Verlags.
1890.

PT3919
.R73F5
1890

COPYRIGHT
BY C. H. ROHÉ.
1890.

12-38059

Inhalt.

	Seite.
Erstes Kapitel: Zwei Freunde	1
Zweites Kapitel: Der entheiligte Sonntag	10
Drittes Kapitel: Das Leichenbegängnis	20
Viertes Kapitel: Otto und Ida	27
Fünftes Kapitel: Kriegserklärungen	38
Sechstes Kapitel: Das Konzert	49
Siebentes Kapitel: Entwickelungen	59
Achtes Kapitel: Zu den Bergen	68
Neuntes Kapitel: Fluten	81
Zehntes Kapitel: Flammen	93
Elftes Kapitel: Der Tod in tausend Gestalten	104
Zwölftes Kapitel: Verlaufen und verloschen	119

Von demselben Verfasser erschienen:

Ebenezer.

Erzählung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 50 Cents.

Das Lied vom Hus.

In sieben Gesängen. 30 Cents.

Morgenglocken.

Gedichte. 50 Cents. Der Reingewinn geht in die Missionskasse

Thamar; oder Die Zerstörung Jerusalems.

Erzählung. 30 Cents.

Alle geschmackvoll in Leinwand mit Goldtitel gebunden. In Partieen billiger. Können durch den Verfasser der **J. L. Trauger,** Columbus, O., bezogen werden.

Fluten und Flammen.

Erstes Kapitel.

Zwei Freunde.

Auf der Johnstown-Pike fuhr am Sonntag-Nachmittag, den 12. Mai 1889, ein Buggy gemächlich dahin. Es kam von South Fork. Zwei junge Männer saßen in demselben, in eifrigem Gespräch begriffen. Sie waren fast gleichen Alters und standen auf sehr vertrautem Fuße mit einander. Beide waren Amerikaner von Geburt; jedoch der eine, welcher die Zügel hielt und von dem andern Dan genannt wurde, trug auf seinem Angesicht und in seinem ganzen Wesen das Gepräge schottischer Abkunft; der andere aber stammte offenbar von deutschen Eltern her. Dieser, mit Namen Otto Sanders, besaß ein großes Juweliergeschäft an der Main-Straße in Johnstown, und jener, Daniel Peyton, war der Hauptgeschäftsführer in der großen Eisenwaren-Handlung Jakob Schwenks an der Ecke der Main- und der Bedford-Straße ebendaselbst.

Eben rollte das Fuhrwerk über die kleine hölzerne Brücke, die den Conemaugh-Creek ganz nahe an seinem Ursprung, etliche Ruten unterhalb des Conemaugh-Sees, überspannt. „Sieh da den majestätischen Damm!“ sagte Dan, indem er nach links wies. „Hast du ihn schon einmal in der Nähe gesehen, Otto?“

„Nein", war die Antwort.

„Ein wahrer Schwindel! Ein ungeheurer Humbug!" setzte jener mit großer Entrüstung hinzu, indem er das Pferd anhielt. „Dahinter schimmert, zwischen malerischen Berg n eingeschlossen, der künstliche See, der ursprünglich vom Staat angelegt wurde, um den Pennsylvania-Kanal zu speisen. Die Schlucht ist hier zwischen den Bergen nur vierzig Fuß breit am Boden. Hier wurden fünf ungeheure Röhren, so groß wie Hogsheads, gelegt und mit festem Steingemäuer eingefaßt, und dann der Damm von Erde darauf geschüttet. Diese Schleusen sollten dazu dienen, das Wasser, wenn es hoch stieg, abzulassen, und waren so eingerichtet, daß sie durch einen Hebel, der in dem Turm oben auf der Mitte des Dammes angebracht war, geöffnet und geschlossen werden konnten. Jetzt aber, nachdem der Kanal aufgegeben worden, sind diese Schleusen völlig vernachlässigt und verstopft, und das ganze Reservoir mit Damm und allem gehört dem South Fork Fishing and Hunting Club, einer Gesellschaft von Geldbrotzen in Pittsburg, die, wie europäische Fürsten, den See und seine ganze Umgebung mit verschlossenen Pforten absperren, daß kein gemeiner Sterblicher seinen Fuß in diese geweihten Bezirke setzen darf. Sein Wasserspiegel liegt gegen dreihundert Fuß höher als Johnstown. Er ist über drei Meilen lang, über eine Meile breit und an manchen Stellen fast hundert Fuß tief. Er ist der größte künstlich angelegte Wasserbehälter in den Vereinigten Staaten. Welch eine ungeheure Wassermasse! Wehe dem ganzen herrlichen Conemaugh-Thal, wenn sie einmal aus ihrem Gefängnis losbricht!"

„Aber", warf Otto Sanders ein, „der Damm scheint doch groß und stark zu sein. In der Mitte besteht er aus

Stein, an beiden Enden ist er aus Felsblöcken erbaut und von dichtem Gebüsch durchwachsen, und einen Abzugskanal, sollte das Wasser einmal hoch steigen, hat er doch gewiss immer noch."

„Einen Abzugskanal", erwiderte sein Begleiter, „hat er allerdings, dort links durch das Felsgeklüfte; aber er liegt so hoch, dass das Wasser erst bis an den obersten Rand des Dammes steigen muss, ehe dort etwas abfließt, und dann muss es sich noch erst durch ein eisernes Gitter zwängen, welches den Fischen wehren soll, dass sie nicht entschlüpfen. Der Damm scheint allerdings stark zu sein; er ist gegen sieben hundert Fuß lang, hundert Fuß hoch, unten neunzig Fuß dick und oben auf der Spitze noch so dick, dass zwei Wagen neben einander fahren können. Allein was wirst du denken, wenn ich dir sage, dass, abgesehen von den verstopften Schleusen am Boden, auch nicht ein einziger Stein darin ist? Er ist nichts als pure Erde, rein nichts als roter Kot. Auswendig ist eine dünne Lage von losem Steinrölle daran aufgeschichtet und an die Enden sind ein paar Kieselsteine gewälzt, das ist alles. Und ein solch elender Dreckhaufe soll eine so ungeheure Wassermasse auf die Dauer zurückdämmen? Nein, ich sage dir, Otto, das ganze Ding ist ein gewissenloser Betrug, eine frevelhafte Gottesversuchung. Wehe dem armen Conemaugh-Thal, wenn dieser armselige Erdschutt vor den steigenden Wogen weichen sollte! Mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke".

Und er trieb sein Pferd zu raschem Laufe an, als müsste er von diesem schauerlichen Orte hinweg eilen, als sähe er jetzt schon im Geiste die Flut auf sich herunterkommen.

„Man hat aber doch," meinte der Deutsche, „den

Damm von Zeit zu Zeit untersucht. Warum geschieht nichts, wenn er so unsicher ist?"

„Ja warum geschieht nichts?" wiederholte der Schotte. „Warum? Das ist der fluchwürdige Leichtsinn unsers amerikanischen Volkes, welches immer erst dann Brücken ausbessert, wenn der Eisenbahnzug hindurchgebrochen und Hunderte von Menschenleben in Fluten und Flammen umgekommen sind. Mr. Fulton, der Verwalter unsrer Cambria-Eisenwerke, hat erst vor zwei Jahren im Auftrag unsres Staates den Damm geprüft und ihn für unsicher und gefährlich erklärt. Allein ist seitdem auch nur das Geringste geschehen zur Abwendung der Gefahr? Nimmt man auch nur die geringste Rücksicht auf die Tausende von Menschenleben, die bedroht sind? Nur damit einige reiche Bummler die Zeit mit Jagen und Fischen totschlagen können, müssen mehr als fünfzig tausend Menschen täglich in entsetzlicher Todesgefahr leben. Doch brechen wir davon ab! Wir können ja doch nichts daran ändern. Gott sei uns gnädig, wenn das Unglück kommt!"

Sie mussten jetzt etwas langsamer fahren, weil der Weg hier an den Bergen meilenweit aufwärts steigt und zum Teil sehr steinigt und rauh ist. Doch die Luft war weich und erquickend. Die Wälder zu beiden Seiten prangten im fettesten Frühlingsgrün. Die Sonne schien heiter von einem wolkenlosen Himmel herab, und die fröhlichen Sänger des Lenzes zwitscherten und sangen in den Zweigen, dass es eine Lust war. Der wunderschöne Maitag stimmte denn auch bald die Gemüter der beiden Freunde, die durch schauerliche Vorahnungen künftigen Unheils verdüstert waren, wieder lebensfroher.

Bald jedoch flogen wieder trübe Schatten über Ottos

Angesicht, und als er längere Zeit nichts auf das muntere Geplauder seines Freundes erwiderte, sagte dieser: „Du bist ja merkwürdig einsilbig, Otto. Was ist dir?"

„Ach", gab jener zur Antwort, „ich weiß nicht, wie mir ist, aber ich muss heute Nachmittag so viel an meinen armen Vater denken."

„Arm, sagst du, arm? Wer fast die Hälfte von Johnstown sein Eigentum nennt, den bedauerst du als arm?"

„Mach's nur nicht gar zu schlimm, Daniel!" sagte der Betrübte. „Es ist wahr, mein Vater eignet mehr als zweihundert Häuser in der Stadt und hat etwa fünf und zwanzig tausend Dollars wert Stock in den Cambria-Eisenwerken und vielleicht zweimal so viel auf Zinsen, aber was wird aus dem schönen Eigentum und aus ihm noch werden? Wie waren wir früher in Ohio so glücklich, als meine selige Mutter und zwei Schwestern noch lebten! Gott segnete uns außerordentlich, wir lebten zufrieden und auch der Vater war ein Christ. Seitdem wir meine Mutter und Schwestern in Ohio begraben haben und hierher nach Johnstown gezogen sind, ist das alles anders geworden. Der Vater ist seit einigen Jahren daran, seine Güter eben so schnell wieder zu verschleudern, als Gott sie in Ohio und hier ihm in den Schoß geschüttet hat. Und das Traurigste dabei ist die Art und Weise, wie er sie verschleudert, nämlich auf lüderliches Weibervolk und Saloons." Mit zuckender Bewegung schlug der junge Mann eine Thräne von seiner Wimper ab. „Er hat mir zwar," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „vor fünf Jahren zwanzig tausend Dollars gegeben, um damit mein Geschäft einzurichten, allein seitdem hat er immer mehr seine Hand von mir abgezogen, weil ich ihm, wenn auch in aller Ehrerbietigkeit, ernstliche Vorwürfe

über sein böses Leben gemacht habe. Obwohl er noch als Glied unsrer lutherischen Zionskirche angeschrieben steht, so ist er doch schon seit Jahren nicht mehr darin gewesen, noch weniger zum Abendmahl gegangen. Nicht einmal die Neugierde hat ihn hineingetrieben, als vor einiger Zeit unsere Kirche, die neu ausgemalt und herrlich verschönert worden war, wieder eröffnet und eine neue Orgel eingeweiht wurde. Auch heute ist er nicht im Gottesdienst gewesen, da der neue Pastor Lichtenberg, den wir von Utika, N. Y., berufen haben, inmitten unsrer Gemeinde in sein Amt eingeführt worden ist und seine Antrittsrede gehalten hat; denn heute haben auch die Turner ihr großartiges Maifest im Freien, und das hat für meinen Vater weit mehr Anziehungskraft, als die Einführung eines armen lutherischen Pastors."

„So?" sagte Daniel; „also die Turner schänden heute wieder den Sabbattag! Dass diese Menschen doch immer den Tag des Herrn zu ihren wüsten Festen nehmen müssen! Gehört nicht auch eine große Anzahl von den jungen Männern eurer Gemeinde zu dieser frechen Sippschaft?"

„Leider Gottes, ja!" war die Antwort. „Und das Verderben reißt immer weiter ein. Mein Onkel Schumann ist sogar Turnwart und erster Turnlehrer. Er hat früher öfter versucht, auch mich zum Anschluss zu bewegen. Jetzt aber will er schon seit längerer Zeit nichts mehr von mir wissen."

„Seitdem dein Vater," vollendete Daniel den Satz, „ihn, wie er behauptet, um das schöne Haus und Lot an Napoleon-Straße betrogen hat."

„Sauber war die Sache nicht," gab Otto mit Seufzen zu. „Ich verteidige meinen Vater, wo ich mit gutem Ge-

wissen kann, aber in diesem Stücke, wie er seinen Schwager behandelt hat, nein —"

„Euer neuer Pastor heißt also Lichtenberg?" so leitete Dan das Gespräch auf einen andern Gegenstand. „Was ist er für ein Mann? Wie gefällt er dir?"

„Nach seiner Antrittspredigt, die er heute Morgen gehalten hat, zu urteilen," antwortete Otto, „ist er ein guter Redner. Er ist ein Mann in den besten Jahren, hat Frau und vier Kinder und scheint recht frisch und lebendig im Umgang zu sein. Ich habe mir nicht die Zeit genommen, nach dem Gottesdienste ihm persönlich die Hand zu reichen und bekannt mit ihm zu werden, weil ich gleich in mein bereit stehendes Buggy sprang, um dich, wie ich versprochen, von South Fork abzuholen."

„Meine Geschäfte haben mich da länger aufgehalten, als ich erwartete," fuhr der junge Peyton fort, indem er seinen Arm zärtlich um Ottos Nacken legte, „und hat mich fast eine ganze Woche von meinem Otto getrennt. Doch —"

„Nur der Tod soll uns von einander scheiden!" rief der Deutsche jetzt, indem er seinen Freund heftig umschlang. „Dan, mein Herz ist schwer, als ob mir etwas Schreckliches bevorstände. Wie hatte ich mir schon oft die Zukunft so herrlich ausgemalt! Wie wollte ich die Hunderttausende, die der Segen Gottes meinem Vater gegeben, als sein einziger Erbe durch Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit bis auf eine Million vermehren und dann mit offener Hand rechts und links Gutes thun, Hospitäler und Seminare bauen, Witwen und Waisen versorgen, der Mission auf die Beine helfen, eine öffentliche Bibliothek für Johnstown stiften und so fort. Aber mein Vater ist daran, diese schönen Pläne erbarmungslos zu zerschlagen."

Unsere beiden Freunde hatten jetzt bereits die höchste Stelle dieser Bergstraße erreicht und nun ging es allmälig wieder abwärts auf Johnstown zu. Sie ließen ihr Pferd jetzt in raschem Trabe laufen; denn die Sonne wollte bald zur Rüste gehen.

„Ich will dir etwas sagen, Otto!" hob der Schotte nach einiger Zeit zögernd wieder an. „Lege endlich einmal dein thörichtes Vorurteil gegen die geheimen Gesellschaften ab und schließe dich an unsere Odd-Fellow-Loge an. Du hast gar keine Ahnung davon, welch ein mächtiger Hebel das für dein Geschäft sein würde. Bist du ein Odd-Fellow, so werden sich unbekannte Bahnen vor deinen Augen aufthun, Geld zu machen. Man wird dir hilfreiche Hände entgegen strecken, wo man dir jetzt den Rücken zukehrt. Die Felder, die du besäst, werden hundertfältige Frucht tragen. Es wird mit deinem Geschäfte nicht, wie jetzt, an allen Ecken und Enden hapern; sondern es wird glückseligen Fortgang haben, und was du angreifst, wird dir gelingen. Du wirst nicht mehr zu den Profanen und den Verbannten in Johnstown gehören, sondern in die Zahl der Geweihten und Geachteten eintreten und deinen Talenten wie deinem Besitztum gemäß im gesellschaftlichen und politischen Leben unsrer Stadt Bedeutung und Einfluss gewinnen. Wie unsichtbare Wogen, so werden dich der thatkräftige Beistand und die wohlgemeinte Fürsprache deiner Brüder allenthalben empor und vorwärts tragen, bis du dein hochgestecktes Ziel, ein Millionär zu werden, erreichen wirst. Du kannst —"

„Mein bester Freund Daniel, halt ein!" rief sein Begleiter, indem er sich unwillig an seinem Schnurbart zupfte. „Ich habe dir schon mehrmals gesagt, dass ich in Ohio lutherisch konfirmiert und von meinem treuen Seelsorger

aufs ernstlichste vor den geheimen Gesellschaften gewarnt worden bin. Du weißt, dass mein Gewissen, welches in Gottes Wort gefangen ist, mir verbietet, mich mit den Logen abzugeben. Ich kann und will nun einmal den Herodeseid der Logen nicht schwören. Und Gott kann mich auch segnen, ohne dass ich zu den Odd-Fellows oder Rotmännern oder dergleichen gehöre. Wie sind denn die Leute in früheren Jahrhunderten, ehe diese Gesellschaften erfunden waren, reich und glücklich und mächtig geworden? Nein, Daniel, du weißt, dass es jedesmal einen Tropfen Wermut in den Becher unserer Freundschaft bringt, wenn du davon anfängst, dass ich in diesem Stücke werden soll, wie du. Ich sage es dir ein für alle Mal, ich werde mich nie, nie an eine Loge anschließen; und nun schweig davon."

Etwas verstimmt erwiderte Peyton: „Und doch hast du die schöne Ida Fischer, die gefeiertste Pianistin und Sängerin von Johnstown, zur Geliebten deines Herzens gemacht, und Ida Fischer ist — eine ‚Tochter der Rebekka'!"

„Ich weiß es wohl," antwortete sein Freund stockend. „Allein ich hoffe eins von zwei Dingen, entweder, dass ich sie werde aus der Loge bringen oder meine Leidenschaft für sie überwinden können. Aber," setzte er nach einer Pause hinzu, mehr für sich seufzend, als zu seinem Freunde redend, „wie sollte ich von ihr lassen können!"

„Vielleicht würde dein Vetter, Oskar Wilder, dir mit Vergnügen dazu helfen!" scherzte Dan. „Hast du ihn nicht letzthin aus deinem Geschäft entlassen, weil—"

„Weil er mein Nebenbuhler ist?" fragte Otto, als Daniel seinen Satz nicht vollendete. „O bewahre! Ich habe ihn entlassen, weil in der letzten Zeit aus meinem Store

mehrere Ringe und sogar Uhren verschwanden und ich ihn eines Tages auf frischer That ertappte. Ich habe aber weiter nichts aus der Sache gemacht, weil ich ihn und die Seinen schonen wollte."

„Bravo, Otto!" rief Dan. „Daran erkenne ich meinen edelgesinnten Freund."—

Was wir hier getreulich berichtet haben, das war so ungefähr die Hauptsache von dem, was diese beiden Freunde unterwegs mit einander redeten. Sie hatten die letzten vier oder fünf Meilen so rasch gefahren, dass der Schweiß auf ihrem Braunen stand, und eben, als die Sonne hinter den Bergen am linken Ufer des Stony Creek hinunter sank, bogen sie in die Straßen von Johnstown ein.

Zweites Kapitel.

Der entheiligte Sonntag.

Durch die westlichen Abhänge des Allegheny-Gebirges in Pennsylvania zieht sich das schöne Conemaugh-Thal hin. Von Nordosten kommt in enger Thalschlucht zwischen romantischen Bergen der Conemaugh-Creek geflossen, der in trocknen Zeiten kaum ein armseliges Bächlein zu nennen ist, in Regenzeiten aber durch die unzähligen Rinnsale von den Bergseiten herab oft schnell zu einer gefährlichen Höhe anschwillt. Von Süden her schlängelt sich der etwas wasserreichere Stony-Creek in malerischen Windungen durch die Berge. Sobald er aber in die freie Ebene tritt, wo die Stadt Johnstown ihre Säume ausbreitet, weicht er vor dem Conemaugh-Creek, wie es scheint, scheu zur Linken und fließt in einem großen Bogen am Fuße des westlichen Bergrückens dahin, bis er doch endlich mit jenem zusammen fällt

und im Nordwesten, wo die Berge sich wieder näher treten, den eigentlich so genannten Conemaugh-Fluss bildet. In dieser herrlichen Thalebene lag Johnstown, eine blühende Stadt von über dreißig tausend Einwohnern mit Hotels, Kirchen, Schulen, vielen großen Geschäftshäusern, Straßenbahnen, elektrischem Licht und zwei Eisenbahnen. Am Conemaugh-Fluss, jenseits der Pennsylvania-Bahn, lagen die ausgedehnten Cambria Eisenwerke, die vier tausend Mann beschäftigten und daher für Johnstown und die benachbarten Städtchen die Hauptnahrungsquelle bildeten. Diesen unaufhörlich rauchenden und lärmenden Eisenfabriken gegenüber, also nordwestlich von dem eigentlichen Johnstown, lag Cambria City, welches zum größten Teil aus leichtgebauten hölzernen Tenement-Häusern bestand, die alle der Eisenkompagnie gehörten. Nordöstlich aber von Johnstown, an dem Conemaugh-Creek entlang, lag eine Reihe betriebsamer Städtchen, die ebenfalls meist von Eisen- und Minenarbeitern bewohnt waren, Woodvale, Conemaugh City, Meneral Point und South Fork. Dieses letztere befand sich nur zwei Meilen unterhalb des Conemaugh-Sees oder Reservoirs, der bald so unsägliches Unheil verursachen sollte.

Wie schon im vorigen Kapitel berichtet, hielten die deutschen Turner von Johnstown am heutigen Sonntag ihr jährliches Maifest ab. In ihren Turner-Uniformen von blauem Flanell und weißen Kappen waren sie schon um zehn Uhr morgens, als viele andere Leute sich zum Kirchgang anschickten, mit klingendem Spiel und fliegenden Bannern durch die Straßen der Stadt, in denen Sonntagsstille herrschte, marschiert. Eben als Pastor Lichtenberg aus seiner Wohnung, die unmittelbar neben dem Gottes-

hause stand, in seine Sakristei trat, um sich zum ersten Mal an diesem neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit für die Arbeit des Tages bereit zu machen, zogen sie an der Zionskirche vorüber; dann ging's durch die Locuststraße westlich, durch die Clinton südlich, dann durch die Main westlich und durch die Franklinstraße wieder südlich an der englisch lutherischen Kirche des Pastor Fink vorbei und weiter über die schöne neue Eisenbrücke auf dem Stony Creek, welche erst neulich mit einem Kostenaufwand von sechzig tausend Dollars vollendet war und eine wahre Zierde der Stadt bildete. Hier bogen sie sogleich links und zogen durch die Somerset-Straße an Pastor Finks Wohnung vorbei und endlich durch die Morris-Straße der Straßenbahn entlang nach Südost, aus der Stadt, zu einer herrlich gelegenen Bergeshalde am Ufer des Stony-Creek, wo der Festplatz hergerichtet war. Fritz Schumann, Ottos Onkel, und Ferdinand Krogh, beide Turnlehrer, zogen an der Spitze der Prozession einher. Schäfer, ein Glied der Zionskirche und Saloonhalter, Schubert, ein Religionsspötter und Herausgeber der „Freien Presse", Jakob Schwenk, der Geschäftsherr Daniel Peytons und ein hervorragender Katholik, und viele andere namhafte Deutsche der Stadt halfen den Zug verlängern, teils zu Fuß, teils in Buggies und Kutschen. Unter den letzteren befand sich auch Herr Sanders, Ottos Vater.

Auf dem Festplatze angekommen, begann alsbald ein lustiges Leben. In den Kegelbahnen rollten in kurzem die Kegeln mit donnerndem Geräusche. In den Bierhallen klirrten die Gläser unablässig. Auf dem Grünen unter den herrlichen Schattenbäumen sprangen die Kinder herum. An den Recks und Barren und andern Turnapparaten wurde wiederholt ein Schau- und Preis-Turnen gehalten, wobei

Fritz Schumann wie immer die Palme davon trug. Bald nach Mittag kamen immer mehr Festgäste und allerlei Gesindel herzugeschwärmt, bis die Versammlung zu mehreren Tausenden anschwoll. Die Musikbande ließ die ganze Zeit in kurzen Zwischenräumen ihre lustigsten Weisen erklingen, und auf dem Tanzboden drehten sich bald zahlreiche Paare im Wirbel. Der Männerchor des Turnerbundes trug mehrere Lieder von Wein, Weib und Gesang vor, die eine allgemeine Begeisterung hervorriefen. Bier und Wein flossen in Strömen, und die Wogen der Lust stiegen immer höher. Sehr vielen stieg der Inhalt ihres Glases allmälig zu Kopfe und der wilde Lärm und das tolle Jolen wurde immer lauter.

Da entstand plötzlich unter einer Gruppe von Männern, die um einen Tisch saßen und ihre Gläser halb geleert vor sich stehen hatten, ein heißer Wortkrieg über die Politik. Dem Volke von Pennsylvanien lag um diese Zeit ein von der Legislatur vorgeschlagenes Prohibitions-Amendment zur Konstitution vor, wodurch alles Bereiten, Verkaufen und Trinken berauschender Getränke im ganzen Staate für ungesetzlich erklärt und auf ewige Zeiten verboten werden sollte, und am kommenden 18. Juli sollte das Volk über die Annahme dieses Zusatzes zum Staatsgesetze abstimmen. Diese Frage wurde an allen Orten im Staate eifrig verhandelt und auch hier bei dem Feste der Turner bildete sie einen der wichtigsten Gegenstände des Gesprächs.

Einer der heftigsten Zänker an diesem Tische war Herr Sanders, welcher, wiewohl er auch jetzt schon wieder stark berauscht war, doch merkwürdiger Weise Partei für die Temperänzbewegung nahm und mit lallender Zunge ein Loblied auf das Wasser sang. Der eine redete dies, der

andere das und das Meiste war ein Dreschen leeren Strohs, wobei jeder natürlich seine eigene Meinungsäußerung für die wichtigste und überzeugendste hielt. Der eine wollte so stimmen, der andere anders, jeder wollte seine persönliche Freiheit behaupten und den andern in der Verhöhnung der Wasserstimpel, wie sie die Gegner des Bieres betitelten, überbieten, und zuletzt wußten die meisten in ihrem Dusel kaum noch, was sie schwätzten. Allerlei albernes, unflätiges und beleidigendes Gefasel kam zu Tage und immer mehrere traten herzu und mengten sich ein, unter andern auch Fritz Schumann, der Schwager Sanders. Bald wurden aus den hitzigen Worten zornige Scheltreden und grobe Flüche, der eine sprang vor dem andern in die Höhe und schüttelte seine geballte Faust dicht vor der Nase dessen, der sich durch Worte nicht überzeugen lassen wollte, und ehe man sich's versah, entstand eine Schlägerei. In einem wilden Knäuel rangen die halb und ganz Betrunkenen mit einander, rauften und balgten sich. Es gab blutige Köpfe. Die ganze Menge lief zusammen, Weiber und Kinder weinten und schrieen. Zwei Polizisten eilten herbei und suchten die Kämpfenden auseinander zu reißen. Doch ehe ihnen das gelang, hatte Herr Sanders im Tumult von jemand einen Schlag auf den Kopf erhalten, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. Alles fuhr entsetzt zurück und stand ernüchtert da. Die Polizisten aber suchten vergeblich nach dem Thäter; denn in dem wüsten Durcheinander hatte niemand, so dass er es mit Gewissheit behaupten könnte, gesehen, wer den Streich geführt hatte. Der reiche Sanders lag besinnungslos auf der Erde mit einer Wunde im Schädel, woraus das Blut in erschreckender Menge ins Gras floss. Man richtete ihn auf und wusch das Blut von seiner Stirn. Dr.

Schmidt, der anwesend war, legte mit einem Taschentuch einen vorläufigen Verband an und dann wurde der Verwundete in seine Kutsche gehoben und nach Hause gefahren. Zehn Minuten nachher nahm das Festvergnügen seinen ungestörten Fortgang bis in die Nacht. Der Spötter Schubert aber nahm sich Notizen, um in seiner Zeitung eine glühende Beschreibung des großartigen Festes und dieses traurigen Zwischenfalles zu entwerfen. Schumann, der auffallend bleich aussah, machte sich bei den Turnapparaten zu schaffen, und Wilder, der ältere Schwager Sanders, saß abseits, mit dem Kopf und den Armen auf einem Tische liegend, in so betrunkenem Zustande, dass er von dem ganzen Vorfall nichts gemerkt hatte.

Dr. Schmidt jedoch und ein Polizist geleiteten Sanders in seiner Kutsche nach Hause. Dasselbe stand an der Franklin-Straße, nicht weit von der englisch lutherischen Kirche, und war ein stolzer dreistöckiger Bau von Backstein mit einer geschmackvollen Front von rotem Sandstein. Hier angekommen, wurde er entkleidet, gewaschen und zu Bette gebracht, wobei seine beiden Schwestern, Frau Kora Wilder, die ältere, und Frau Maggie Schumann, die jüngere, die man eiligst herbeigerufen, mit allem Eifer thätig waren. Der Arzt wusch das geronnene Blut aus dem stark ergrauten Haar des Verwundeten, legte einen besseren Verband an und brachte geeignete Mittel in Anwendung, um Sanders zum Bewusstsein zurück zu bringen. Nach einiger Zeit gelangen seine Bemühungen, Sanders schlug die Augen auf. Der Arzt gab dann den Schwestern des Kranken noch einige Anweisungen, befahl insonderheit vollkommene Ruhe im Zimmer zu halten, sprach die zuversichtliche Hoffnung auf die baldige Genesung seines Patienten aus und ent-

fernte sich eben, als die Sonne von dem schönen Conemaugh-Thal für heute Abschied nehmen wollte. Er versprach, nach einer Stunde wieder zu kommen.

„Wasser!" lispelte der Geschwächte, dessen Augen matt wieder zusinken wollten. Frau Schumann tränkte ihn, während ihre Thränen still rannen. Sie rückte sein Kopfkissen zurecht und suchte sein Lager so bequem wie möglich zu machen. Dann winkte ihre Schwester, Frau Wilder, ihr beseite und flüsterte: „Maggie, unser Bruder, denk' ich, wird — gehen. Wer ihm den Streich versetzt, hat gut gezielt."

„Meinst du?" war die traurige Antwort. „Schrecklich! In seinen besten Jahren, mitten aus allen Geschäften und Reichtümern heraus!"

„Weichherziges Ding du!" sagte Frau Wilder halb mitleidig, halb spöttisch. „Die Sache mit dem Hause an Napoleon-Straße scheint dir schon ganz wieder aus dem Sinne gekommen zu sein."

„Ach, Kora!" erwiderte die jüngere. „Man muss doch nicht ewig zürnen. Er ist doch unser Bruder!"

„Um so schlimmer für ihn. Dein Mann, das weiß ich, ist nicht so vergesslich. Maggie!" — und sie neigte sich näher zum Ohre der Schwester — „Maggie, weißt du — weißt du etwas davon, wie es mit unsers Bruders — Testamente steht?"

„So viel ich weiß, Kora, hat er noch keins gemacht."

„Dann wäre es aber die höchste Zeit. Sonst werden sich nachher die Advokaten mästen. Jetzt ist er einigermaßen bei Besinnung. Wie — wenn er jetzt —"

„Soll ich einen Notar holen?" fragte Frau Schumann.

„Nein, lass das!" entschied die Schwester. „Wir bei-

den können ja auch schreiben!" Und ein unheimlicher Glanz leuchtete aus ihren Augen.

„Kora!" rief der Kranke matt.

Die Gerufene trat an das Bett.

„Was flüstert ihr da?" fragte er.

„O wir dachten —" war die zögernde, etwas verlegene Antwort — „wir meinten — sollen wir dem Pfarrer zu wissen thun, dass du —"

„Lasst mir den Pfarrer vom Leibe!" sagte der zum Tode Verwundete unwillig. „Ich habe keine Zeit mehr, mit ihm — gebt mir Papier, dass ich meinen letzten Willen —"

Frau Schumann suchte Schreibzeug herbei.

„Schreib du, Maggie!" sagte er dann, nachdem er die Feder in die Hand genommen und sie anzusetzen versucht hatte, während Frau Wilder hinter ihm auf dem Bette saß und ihn stützte, und ihre große Aufregung kaum verhehlen konnte. „Es wird mir so schwach — so finster vor den Augen —! Schreib, Maggie, dass ich mein ganzes Vermögen meinem Sohne Otto Sanders vermache, und euch, meinen beiden Schwestern, soll er jeder zehn tausend Dollars ausbezahlen. Er hat mich viel geärgert — mit seinen ewigen Ermahnungen — aber er ist mein einziger Erbe — schreib, Maggie!"

Frau Schumann setzte sich mit dem Schreibzeug an den Tisch. Frau Wilder legte ihren Bruder, so sanft sie mit ihren zitternden Händen konnte, auf das Kissen nieder, ließ ihn auf Kampfer riechen und wusch seine Stirne damit. Dann trat sie zu ihrer Schwester und flüsterte ihr ins Ohr. Die Schreiberin sah ihre Schwester erschrocken an und legte

die Feder unschlüssig auf den Tisch. Frau Wilder drang auf sie ein mit beredter Zunge, aber immer nur leise flüsternd, während in ihren Augen ein Feuer aus dem Abgrunde brannte. Bald nahm die Schwester ihre Feder zögernd wieder auf und, nachdem ihr die Verfucherin zugeraunt: „Denke an Napoleon-Straße!“ schrieb sie mit rascher Entschlossenheit, aber bebender Hand, was ihr diese diktierte, nämlich:

„Ich, Wilhelm Sanders, bei klarem Verstande und freiem Willen, vermache mein sämtliches Eigentum, bewegliches und unbewegliches, wie folgt: Es soll das Ganze durch eine vom Gericht zu ernennende Komitee in drei gleiche Teile geteilt werden; den einen Teil vermache ich meinem Sohne, Otto Sanders; den andern Teil meiner älteren Schwester, Frau Kora Wilder, und den dritten Teil meiner jüngeren Schwester, Frau Margaretha Schumann. Solches bezeuge ich hiermit

Durch meine Namensunterschrift.“

Mit einem Angesicht, das schon vor Freude über den sicheren Raub strahlte, trat Frau Wilder zu ihrem Bruder.

„Komm, Wilhelm!“ sagte sie mit fester, ruhiger Stimme, als wäre sie bei Gott wohlgefälliger Arbeit. „Ich will dich langsam halbwegs aufrichten und stützen, damit du deinen Namen unterschreiben kannst. Maggie, gieb ihm die Feder in die Hand und halt ihm das Papier hin.“

Maggie gehorchte mit bleichen Wangen und bebender Hand.

„Lies mir, Maggie!“ hauchte der Sterbende, „was ihr geschrieben habt.“

Frau Schumann wurde durch ihr böses Gewissen so aufgeregt, dass sie fast kein Wort hervorbringen konnte. Als ihre Schwester das merkte, ergriff sie sogleich das Wort und las:

„Ich, Wilhelm Sanders, bei klarem Verstande und freiem Willen, vermache mein sämtliches Eigentum, bewegliches und unbewegliches, meinem einzigen Sohne und Erben, Otto Sanders. Solches bezeuge ich hiermit durch meine Namensunterschrift."

„Recht so! Recht so!" lispelte der Kranke. Frau Schumann drückte ihm die Feder in die Hand. „Deine Hand ist heiß, Maggie!" sagte er dann zu ihr. „Wo ist die Linie?"

„Hier!" antwortete Frau Wilder und führte ihm die Hand.

Mit letzter Anstrengung schrieb er in fast unleserlicher Schrift, so bebte seine Hand vor Schwäche, seinen Namen unter das verhängnisvolle Dokument. Dann entfiel ihm die Feder, er sank ohnmächtig zurück. Die Schwestern legten ihn zärtlich in die Kissen nieder. Seine Augen brachen, sein Herz schlug langsamer und stand bald ganz still. Sanders war eine Leiche.

Während dessen hatte sich die Thür aufgethan, und eben als Frau Schumann mit dem Testament und der Feder in der Hand von dem Sterbebette sich entfernte und Frau Wilder ihren verschiedenen Bruder sanft auf den Pfühl zurücksinken ließ, trat Otto Sanders ins Zimmer. Er hatte schon auf der Straße gehört, was vorgefallen war, und kam eben noch früh genug an das Sterbelager seines Vaters, um ihn den letzten Seufzer aushauchen zu sehen. Er sank stumm an der Seite des Bettes auf seine Kniee nieder, er-

griff heftig die erkaltende Hand seines toten Vaters und brach tief erschüttert in Thränen aus.

Drittes Kapitel.

Das Leichenbegängnis.

In den ersten Stunden war Otto von dem plötzlichen Schlage ganz betäubt gewesen. Am meisten quälte es dabei sein Herz, dass sein Vater ein so schändliches Ende gefunden hatte, in der Trunkenheit bei einer Schlägerei wie ein Hund zur Erde gefällt worden war. Er schämte sich vor Gott und der Welt und wagte kaum vor irgend jemand seine Augen aufzuschlagen. Der Koroner war noch am Sonntag Abend erschienen, um Leichenschau zu halten, und die Geschworenen hatten ihren Wahrspruch dahin abgegeben, dass Wilhelm Sanders bei einer Schlägerei am Sonntag Nachmittag von unbekannter Hand mit einem stumpfen Instrument einen Schlag auf den Kopf erhalten habe, und dadurch sein Tod herbeigeführt worden sei. Nach der ersten Betäubung hatte sich eine heilige Entrüstung des überlebenden Sohnes bemächtigt und er war selber zum Haupt der Polizei geeilt, um alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit der Mörder seines Vaters zur verdienten Strafe gezogen würde. Es waren auch rasch hinter einander mehre Personen verhaftet worden; allein keiner einzigen konnte etwas bewiesen werden, und so musste man sie alle wieder in Freiheit setzen. Gleich am Montag hatten auch die Rotmänner von Johnstown, deren Glied Sanders gewesen war, eine Extra-Versammlung abgehalten und von Liebe triefende Beileidsbeschlüsse in die „Freie Presse" eingerückt. Sie lauteten:

„Da es Kisch-Manitu, dem Großen Geiste, gefallen hat, unsern teuren Bruder Wilhelm Sanders aus unsern Jagdgründen hienieden abzurufen zu den herrlichen Jagdgründen des Jenseits, wo es keinen Schmerz mehr giebt und wo nur ein Stamm sein wird mit Kisch-Manitu als Häuptling, so sei

1. Beschlossen: Dass unsere Loge in Wilhelm Sanders einen treuen, eifrigen Bruder verliert, dessen unersetzlichen Verlust wir mit tiefstem Schmerze empfinden und beklagen.

2. Beschlossen: Dass die Hinterbliebenen, denen wir unser innigstes Beileid bezeugen, in ihm einen guten Vater und liebevollen Bruder scheiden sehen und ein grausames Schicksal sie seiner hingebenden Fürsorge beraubt hat.

3. Beschlossen: Dass unsere Stadt in ihm einen ihrer hochherzigsten und edelgesinntesten Bürger zu betrauern hat, dessen Name für alle Zukunft mit goldenen Buchstaben in die Tafeln ihrer Geschichte verzeichnet sein wird.

4. Beschlossen: Dass wir alle den Großen Geist bitten, er wolle die trauernden Angehörigen in ihrer tiefen Trübsal trösten und ihnen Kraft geben, ihr hartes Geschick zu ertragen.

5. Beschlossen: Dass diese Beileidsbezeugungen in unserm Protokoll aufgezeichnet und eine Abschrift derselben den Angehörigen überreicht, wie auch den Zeitungen der Stadt zur Veröffentlichung eingesandt werde."

Als Otto diese Ergüsse gelesen, hatte ihn das nackte Heidentum derselben so sehr empört, dass der Entschluss sogleich bei ihm feststand, nicht zuzulassen, dass die Rotmänner oder irgend eine andere geheime Gesellschaft, zu welcher sein Vater gehört haben möchte, sich als solche an dem Leichenbegängnis des Verstorbenen beteiligten. Damit hatte er aber, als es bekannt wurde, in ein Wespennest ge-

stochen und sein Name wurde in allen Kneipen der Stadt mit Kot beworfen. Er stand jetzt auf einmal vor den Augen aller Wortführer des Deutschtums von Johnstown da als ein Mucker, der es mit der Frömmigkeit geradezu ins unerhörte treibe und allen Gebildeten einen Schlag ins Gesicht versetzt habe. Einen so reichen Bruder, wie Sanders, mit allen Ehren der Loge zur Erde zu bestatten, dazu kam die Gelegenheit nicht sehr oft, und darum hatten sie sich schon vorgenommen, bei dieser Leichenfeier durch ein in Johnstown noch nie dagewesenes Schaugepränge ihre ganze Macht und Herrlichkeit zu entfalten. Ihre Erbitterung war daher um so größer, je schöner ihre Pläne zur Selbstverherrlichung waren, die nun durch den eisernen Widerstand Ottos schmählich ins Wasser fielen, und schon am Dienstag Abend erschien ein giftiger Artikel gegen ihn in der „Freien Presse".

Am Mittwoch Nachmittag fand das Leichenbegängnis von der Zionskirche aus statt. Wiewohl von den Gliedern geheimer Eidgenossenschaften, aus den eben dargelegten Gründen, sich nur sehr wenige einfanden, so war doch der Verstorbene so allgemein bekannt gewesen und die Neugier eine so starke, dass alle Gänge und Thüren des geräumigen Gotteshauses voll Menschen standen. Dem Sarge folgte der einzige Sohn des Dahingeschiedenen, Otto, von seinem Freunde Daniel Peyton begleitet. Dann kamen die Schwestern des reichen Toten, mit Trauerflor tief verschleiert. Wilder, der Gatte der älteren, ging hinter ihnen drein. Er hatte es wirklich über sich vermocht, bis hierher den ganzen Tag nüchtern zu bleiben; allein wo er ging und stand, verrieten seine wüsten Gesichtszüge den Knecht des Lasters. Ihn begleiteten seine zwei ältesten Kinder, Oskar, ein Jüng-

ling von zwanzig Jahren, und Bertha, eine bildschöne siebzehnjährige Blondine. Der Gatte der jüngeren Schwester Sanders aber, Fritz Schumann, war plötzlich krank geworden — wie er sagte — und ging nicht mit. Als der Zug sich vom Hause fortbewegte, begannen die Glocken ihr Totengeläute, und als der Sarg in die Kirche getragen wurde, — die Leichenträger waren Beamte der Stadt und hochgestellte Geschäftsfreunde — ließ die Orgel einen gedämpften Trauermarsch ertönen. Vor der Orgel saß heute auf die ausdrückliche Bitte des Gemeindeschullehrers und Organisten die schöne Ida Fischer, die Organistin der englisch-lutherischen Kirche. Sie war in Johnstown allgemein anerkannt als die tüchtigste Meisterin auf dem Piano und der Orgel, und sie spielte heute so ergreifend schön, dass man fühlen musste, ihr Herz war dabei. Der Chor trug einige passende Stücke vor, und dann trat Pastor Lichtenberg mit feierlicher Stimmung und Bewegung auf die Kanzel. Als seinen Text las er vor die Worte: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeglicher empfahe nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse." Seine Rede begann langsam und leise, wuchs aber zu einem gewaltigen Sturm an, der die Gemüter, wie die Wogen des Meeres, bis in ihre Tiefen aufregte. Er redete mit furchtbarem Ernste von Zeit und Ewigkeit, von der Eitelkeit alles Irdischen, von dem Werte der unsterblichen Menschenseele, von der Kürze und Wichtigkeit der Gnadenzeit, von der Kraft des Evangeliums, von dem Tode als dem Solde der Sünde, von der alles entscheidenden Bedeutung des Glaubens an den gekreuzigten Christus, von der Notwendigkeit der Bekehrung des Sünders diesseit des Grabes und wie der Mensch oft so plötzlich vor seinen ewigen

Richter hingerafft werde, um dann einer ewigen Vergeltung entgegen zu gehen oder unentrinnbar einem unauslöschlichen Verderben anheimzufallen. Zum Schlusse wies er insonderheit die Hinterbliebenen auf die gnadenreichen Verheißungen dessen hin, welcher der Gott alles Trostes und der Vater aller Barmherzigkeit ist. Eine tiefe Erschütterung ging durch die ganze Versammlung, und nicht wenige Augen, die das Weinen schon ganz verlernt zu haben schienen, wurden feucht. Als dann alle Anwesenden, die es wünschten, an dem offenen Sarge vorübergehend, einen letzten Blick auf das Angesicht des dahingeschiedenen Geldmannes, der seine Hunderttausende alle hier lassen musste, geworfen, bewegte sich der lange Zug unter den Klängen der Orgel und der Totenglocke aus der Kirche nach dem Gottesacker. Dieser lag auf dem Gipfel des Grand View Berges, welcher sich im Süden der Stadt am Ufer des Stony Creek zu großer Höhe erhebt. Die Straße, deren Herrichtung der Stadt eine große Summe gekostet, wand sich, indem sie sich dreimal umlenkte, an dem Berge hinauf, so dass für einen Fernstehenden der lange Leichenzug wie eine riesige schwarze Schlange aussehen konnte, die in weiten Bogen langsam an dem Berge empor kroch.

Unterwegs fuhren Otto und sein Freund Daniel, die in der ersten Kutsche hinter dem Leichenwagen allein saßen, schweigend dahin. Endlich unterbrach Peyton das Schweigen und sagte: „Was denkst du von der Leichenrede, Otto? Wie hat sie dir zugesagt? Ich meine, die Predigt hätte Jonas in Ninive halten können."

„Wenn nun Johnstown," erwiderte Otto nach einer Pause, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit in seiner Stimme, „ein neues Ninive wäre, Daniel, dann wäre sie

ja ganz am Platze gewesen! Reif zum Untergang ist die Stadt, fürwahr, mit ihren Lasterhöhlen und ihrer Unzahl von modernen Heiden; die müssen ein Greuel in Gottes Augen sein. Wo ist denn noch wahres Christentum zu finden? Wer fürchtet sich denn noch vor dem lebendigen Gott? Nicht eine, sondern Hunderte von solchen Bußpredigten wären hier nötig. Was mir aber nicht gefallen hat, das war die rücksichtslose Verdammung der Reichen, als wären die alle Götzendiener und führen unterschiedslos zum Teufel. Das war doch keine Sünde, dass mein Vater reich war! Und kein Wort der Hoffnung habe ich in der Rede vernommen, dass mein Vater sich doch noch in den letzten Stunden von seinem bösen Leben bekehrt haben und zu Gnaden angenommen sein könne. Sollte er denn wirklich in seinen Sünden dahingefahren sein? Ewig verloren sein? Schrecklicher Gedanke!" Otto nahm seinen umflorten seidenen Hut ab, lehnte sich in seinen Sitz zurück und drückte sein Taschentuch vor seine Augen.

„Er hat ja," suchte sein Freund ihn zu beschwichtigen, „nicht schlechthin alle Reichen verdammt, sondern diejenigen für Götzendiener erklärt, die ihr Herz an den vergänglichen Reichtum hängen, und darin hat er doch recht. Auch hat er deinen Vater nicht als einen Verlorenen hingestellt, er hat sich eben gar kein Urteil über ihn erlaubt, sondern es Gott, dem Herzenskündiger und gerechten Richter, überlassen."

„Ganz richtig!" gab der Trauernde zu und strich sich die Thränen von den Wangen. „Kein Urteil in einer öffentlichen Leichenrede ist auch ein Urteil, und zwar das allerschärfste."

Beide schwiegen wieder, bis sie auf den Kirchhof angekommen waren.

Als die Leiche zur Erde bestattet worden war nnd alle Kutschen und Fußgänger sich schon wieder auf den Heimweg begeben hatten, stand Otto nebst seinem Freunde Daniel noch immer einsam neben dem Grabe und sah mit traurigen Augen den Arbeitern zu, wie sie die letzten Schaufelvoll Erde an der Stelle aufwarfen, wo jetzt die Gebeine seines Vaters ruhen sollten, bis die Posaune des Erzengels erschallen wird. Seine Seele war tief betrübt, und er schien die immer wieder hervorbrechenden Thränen nicht dämmen zu können. Sein Freund Peyton suchte ihm Trost einzusprechen und sanft mit sich vom Grabe fortzuziehen. Allein der Trauernde schien sich nicht vom Grabe trennen zu können. Da stieg ein Frauenzimmer aus einem Buggy, das in einiger Entfernung noch gehalten hatte, und kam raschen Schrittes auf ihn zu. Es war Ida Fischer, die mit ihrer Mutter und ihrem Bruder Eddie sich gleichfalls dem Zuge angeschlossen hatte. Sie trat hinzu, faßte Otto sanft am Arme und sagte tröstend:

„Stillen Sie Ihre Thränen, Herr Sanders!" — und ihre eigenen begannen zu fließen — „Lassen Sie Ihren Vater in Gottes Namen ruhen. Gott im Himmel lebt noch. Kommen Sie jetzt. Gehen Sie heim und beugen Sie sich wie ein Christ unter den Willen Ihres himmlischen Vaters. Kommen Sie!"

Sie zog ihn sanft mit sich fort, wobei Daniel ihr half, und aufs neue in gewaltsames Schluchzen ausbrechend folgte der geschlagene Sohn. Als sie am Schlage der Kutsche Abschied von ihm nahm, lud sie unter Beistimmung ihrer Mutter ihn aufs freundlichste ein, in Begleitung seines Freundes das Abendbrot heute bei ihnen zu verzehren, damit er nicht einsam allzu sehr seinem Schmerze nachhange.

Mit weichem, getröstetem Herzen sagte Otto zu, und so fuhren alle nach Hause.

Viertes Kapitel.

Otto und Ida.

An der Somerset-Straße stand der Skating Rink, ein großes Holzgebäude, das aber jetzt, da die Wut des Schlittschuhlaufens auf Rollern schon seit Jahr und Tag ausgetobt hatte, meist leer stand und nur noch für Konzerte und dgl. benutzt wurde. Gleich daneben war die Wohnung des Pastors Fink und neben dieser befand sich ein kleines Frame-Haus von anderthalb Stockwerken, aber reinlichem und niedlichem Aussehen. Es war die Wohnung Ida Fischers.

Ein Wohnzimmer, das zugleich als Empfangszimmer diente, ein Schlafgemach und eine Küche, die auch als Eßsaal benutzt wurde, waren sämtliche Räumlichkeiten auf ebener Erde und unter dem Dache befanden sich noch zwei Schlafkammern. Das ganze Haus bekundete den Reinlichkeits- und Ordnungssinn seiner Herrin. Die Zimmer, ausgenommen die Küche, waren alle mit einfachen Karpets belegt und die Wände freundlich tapeziert. Außer einem Piano war kein teures Möbel irgend welcher Art zu finden.

Die Mutter Ida's, eine Sechzigerin mit schon ergrauendem Haar, saß jetzt in ihrem alten Lehnstuhl schier festgebannt; denn seitdem sie vor zwei Stunden vom Leichenbegängnis zurückgekehrt, war sie wieder von ihrem alten rheumatischen Leiden befallen worden. Sie war eine behäbige, gutmütige alte Frau, die mit Gott und der ganzen

Welt im Frieden lebte und auf ihre Ida wie auf eine Königin hinsah.

Ihre Fräulein Tochter war eifrig mit Zurichtung der Abendmahlzeit in der Küche beschäftigt und klapperte unter dem Geschirr, schürte das Feuer, klopfte den Beefsteak und rückte den Tisch zurecht, dass es nur so eine Art hatte und der Schweiß auf ihrer schönen Stirne stand. Ihr großes Auge leuchtete und ihre Wange glühte. Bei alledem aber horchte sie von Zeit zu Zeit nach dem Empfangszimmer hin, wo ihr zwölfjähriger Bruder Eddie am Klavier saß und eins von Mendelssohn's herrlichen „Liedern ohne Worte" übte.

„Falsch, Eddie!" rief sie auch wohl über den Tisch hinweg; „fang wieder von vorne an. Siehst du nicht, dass das Sechsachteltakt ist?"

„Ida!" sagte die Mutter zu der emsigen Köchin, nachdem sie eine Zeit lang in tiefen Gedanken dagesessen. „Sprich freundlich mit Herrn Sanders!"

„Ei, warum sagst du das, Mütterchen?" fragte Ida ganz verwundert, indem die Röte ihrer Wangen um einen Schatten tiefer wurde. „Bin ich ihm nicht immer freundlich und höflich begegnet?"

„O ja," gab jene zur Antwort; „aber ich meine nur. Er ist ein edler junger Mann, ein redlicher Christ —"

„Und hat Geld!" unterbrach Ida ihre Mutter lachend.

„O was, Ida! sei nicht leichtsinnig!" mahnte die Mutter. „Sollte das Geld das erste sein, woran du denkst? Sieh die Eigenschaften seines Karakters und Herzens an, und wenn du weißt, was dein Glück —"

„Ach Mutter, sprich mir nicht mehr so, sonst werde ich ihm, wenn er kommt, die Thür vor der Nase zuschlagen!" so sagte die Jungfrau mit erheuchelter Hartherzigkeit.

„Das wirst du bleiben lassen!“ rief Witwe Fischer erschrocken. „So entsetzlich taktlos wirst du doch nicht sein, so — so gefühllos gegen den armen jungen Mann, dessen Seele noch zittert unter der Zuchtrute Gottes, die er in diesen Tagen fühlen muss! Da sei Gott für! Ida, begeh keine Thorheit!“

Ida schwieg und hatte ihr Gesicht nach dem schmorenden Beefsteak gewendet.

„Du würdest es am Ende lieber hören,“ fuhr die Mutter nach einigen Augenblicken fort, „wenn ich dir ein Lied von den Tugenden Oskar Wilders sänge?“

„Ach Mutter!“ erwiderte sie etwas gereizt; „was habe ich denn mit Wilders anders zu thun, als dass Bertha meine liebste Freundin ist. Die ganze übrige Familie mag ich nicht; aber Bertie ist ein Edelstein. Und Oskar — na, der ist ein interessanter Mensch, aber ein — Luftikus.“

„Das ist sehr milde geredet, Idchen!“ meinte die Rheumatische. „Man erzählt sich saubere Geschichten von dem Stutzer — wo er sich herumtreibt, wie er seine Tage und Nächte hinbringt, mit welchem Gesindel er umgeht —“

„Nun“, wagte die Tochter zu seiner Verteidigung einzuschieben, „es wird auch viel geschwätzt, wenn der Tag lang ist, und wer alles glauben will, muss ein gutes Gedächtnis haben!“

In diesem Augenblicke wurde die Thürglocke gezogen. Ida eilte von ihrem Ofen hinweg und öffnete. Otto trat herein.

Wie ein heilender Balsam, so hatten sich die freundlichen Worte Idas, die sie am frischen Grabe seines Vaters zu ihm gesprochen, sich in die heißen Wunden seines Herzens gesenkt. Er kam jetzt wie ein trostbedürftiger Sohn und

Bruder zu Ida und ihrer Mutter. Sie hießen ihn in der freundlichsten Weise willkommen. Während die Jungfrau noch dies und das an dem gedeckten Abendtisch zurechtstellte und hinzufügte, setzte er sich zu Frau Fischer und schüttete bald in rückhaltloser Offenheit sein Herz aus, wie ihn die Scham über das böse Leben seines Vaters und die Sorge um sein ewiges Schicksal drücke; wie er sich des Gedankens nicht erwehren könne, daſs seine Tanten am Sterbebette seines Vaters mit Tücken umgegangen seien; wie die Verantwortlichkeit bei der großen Hinterlassenschaft seines Vaters gleich einer schweren Last auf seine Seele gefallen sei, und anderes.

Dieses Zutrauen des Vereinsamten entzückte die alte Frau und sie fühlte sich zu dem biedern jungen Manne noch viel mehr als vorher hingezogen; der Wunsch, ihn einmal Schwiegersohn nennen zu dürfen, wurde jetzt erst recht lebendig. Mit mütterlicher Zärtlichkeit tröstete und beriet sie ihn, so gut sie konnte und wuſste. Sie wies ihn hin auf Gottes Barmherzigkeit, der bereit sei, das Gebet des Verlassenen zu erhören und ihm Weisheit und Kraft von oben zu geben. Sie beobachtete dabei mit heimlicher Freude, mit welchem Wohlgefallen Ottos Augen oft auf der strahlenden Ida ruhten oder ihren Bewegungen folgten. Endlich setzten sie sich zu Tische — die leidende Mutter wurde von den beiden jungen Leuten hingeschoben — und nun fing auch Ida allmälig an, gesprächiger zu werden.

„Ich habe ihnen noch eine Schuld zu entrichten, Fräulein Fischer!“ sagte Otto im Laufe des Gesprächs; „nämlich, Ihnen meinen verbindlichsten Dank zu sagen für die rührende und ergreifende Weise, wie Sie heute bei dem Leichengottesdienste die Orgel gespielt haben. Es war mir

eine wahre Erquickung und hat viel dazu beigetragen, mein aufgeregtes Gemüt zu beruhigen und heiterer zu stimmen."

„Nicht erwähnenswert, Herr Sanders!" erwiderte die Jungfrau, welcher ein Lobspruch aus diesem Munde doch nicht ganz gleichgültig zu sein schien. „Es freut mich, wenn ich Ihnen einen Dienst erwiesen habe."

Abermal klingelte es. Fräulein Fischer erhob sich vom Tisch und machte auf. Oskar Wilder, im vollen Wichse eines Stutzers, kam lustig hereingehüpft.

„Guten Abend, mein teures Fräulein!" lächelte er, indem er seinen Zylinderhut mit der Linken hurtig abnahm, sich tief verbeugte und mit der Rechten, die in einem feinen Handschuh stak und einen goldbeknopften Spazierstock hielt, in verbindlicher Weise seine Lippen berührte. „Herrlicher Abend!" fuhr er fort; „herrlicher Abend! Ich hoffe, Sie sind wohl — eh — Sie befinden sich vortrefflich — eh — Was ich sagen wollte — Sind Sie zu sprechen — in wichtigen Angelegenheiten — eh —"

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Wilder!" unterbrach Ida seinen Redestrom. „Oder haben Sie Lust, an unserm bescheidenen Mahle teilzunehmen, so sind Sie willkommen."

Oskar warf jetzt einen Blick durch die Thür nach dem Tische und wurde Otto gewahr, der sich im selben Augenblick nach ihm umgewendet hatte. Ihre Augen begegneten sich. Otto nickte, drehte sich wieder um und fuhr ruhig im Essen fort. Oskar aber verstummte jetzt.

„Nein — eh —" stotterte er — „ich habe schon gegessen — habe keinen Hunger — Bitte lassen Sie sich nicht stören —"

„Nun, dann entschuldigen Sie mich auf einige Augenblicke," sagte Ida, indem sie ihm Hut und Stock abnahm,

„ich werde gleich fertig sein." Damit schritt sie zum Tische zurück.

Anstatt seiner Schwester trat jetzt Eddie zu dem jungen Manne, um ihn mittlerweile zu unterhalten. Oskar hatte offenbar nicht erwartet, seinen Vetter Otto hier anzutreffen, und war durch seinen Anblick gründlich verstimmt worden. Er fühlte sich jetzt durchaus nicht aufgelegt, auf die Plaudereien Eddies viel zu antworten, sondern biss öfter seine Lippen und drehte an seinem Schnurrbart.

Nach wenigen Minuten kam die Jungfrau wieder. Jetzt erhob er sich hastig und trat zu ihr mit der flüsternden Frage: „Was thut Otto Sanders hier? Ich bin sein Freund nicht."

„Aber wir sind seine Freunde," erwiderte sie ruhig. „Wir haben ihn eingeladen, mit uns zu Abend zu speisen, damit er sich nicht in seiner Einsamkeit zu viel den trüben Gedanken über den Verlust seines Vaters hingebe."

„Ach so!" hustete der Verblüffte. „Ich meinte — eh — was ich sagen wollte — Fräulein Ida, dürfte ich die Ehre haben — eh — könnte ich mir das Vergnügen bereiten — das unschätzbare Vergnügen — Sie morgen Abend ins Theater zu begleiten? „Romeo und Julia" wird gespielt — Meisterstück des unsterblichen Shakspere. Und dieser Romeo soll entzückend sein — eh — und diese Julia hinreißend — hinreißend — eh — Dürfte ich — wollen Sie —?"

Fräulein Fischer wurde verlegen und sagte endlich zögernd, als der Bruder ihrer lieben Bertie stärker in sie drang: „Ich weiß nicht; ich könnte mich jetzt noch nicht entscheiden — meine Mutter befindet sich wieder unwohl, seit wir von dem Leichenbegängnis zurück sind —"

„Gut! gut!" fiel der Stutzer ein und rieb sich ver-

gnügt die Hände; behalten Sie sich die Entscheidung vor — eh — ich komme morgen Nachmittag wieder — eh — um mein Schicksal aus Ihrem holden Munde zu hören —"

„Geht Bertha auch mit?" fragte Ida.

„Weiß nicht — eh — kann's nicht sagen — habe sie noch nicht gefragt — eh —"

Jetzt trat Otto in das Zimmer, ging auf seinen Vetter zu und bot ihm die Hand zum Gruße.

Oskar aber that als sähe er es nicht, indem er sich zu Ida wandte, und zog sich nach der Thür zurück mit den Worten: „Also auf Wiedersehen, mein Fräulein, auf Wiedersehen! — eh — Ich empfehle mich Ihnen zu geneigtem Andenken — eh —!"

„Warum so eilig?" fragte das Mädchen.

„Geschäfte! Geschäfte! — eh — Leben Sie wohl!" Damit stülpte er seinen Hut wieder auf, öffnete die Thür und schritt ohne weitere Zeremonien in die Dämmerung hinaus.

Fräulein Fischer sah ihm nach und wandte sich dann zu Otto, indem sie mit Lächeln sagte: „Ihr Vetter scheint Ihnen ja nicht sonderlich hold zu sein."

„Leider nicht!" erklärte der Jüngling. „Ich habe ihn vor kurzem aus meinem Geschäfte entlassen, und seitdem hat er einen Groll auf mich. Doch ich hoffe, er wird noch ein anderer Mann werden, und dann wird alles wieder ins Geleise kommen."

Gar zu gern hätte Ida gewußt, was der Grund gewesen war, warum Otto seinen Vetter entlassen oder fortgeschickt habe. Allein ihr Zartgefühl verbot ihr, Otto, als er schwieg, weiter auszuforschen.

„Herr Wilder hat sich ja nicht lange aufgehalten," bemerkte jetzt Mutter Fischer. „Was ist denn? Er ist doch sonst nicht so eilig."

„Er wollte bloß wissen," erklärte Eddie, „ob Ida morgen Abend mit ihm ins Theater will. Ein Meisterstück wird gespielt. Darf ich auch mit, Mama?"

Ida, die sich an das Abräumen des Tisches gemacht, wurde bei diesen Worten ihres verräterischen Bruders ganz verlegen und blickte ihn strafend an, und Otto, der sich im Wohnzimmer niedergelassen, schaute mit Verwunderung auf die Jungfrau.

„Wenn Ida dich mit haben will", gab die weichherzige Mutter dem drängenden Söhnchen nach, „dann kannst du meinetwegen gehen."

„Hurrah! hurrah!" rief der Knabe, klatschte in die Hände und sprang im Zimmer herum.

Otto saß schweigend da; seine Lippen zuckten und seine Wangen wurden bleicher vor innerer Erregung. Sollte er sie warnen vor seinem lüderlichen Vetter? Das würde gar zu leicht als Eifersucht ausgelegt werden. Oder sollte er es dulden, dass ein Oskar Wilder eine Ida Fischer — nein, der Gedanke war doch fast unerträglich. Auf die Versuche der Mutter Fischer, die Unterhaltung mit ihm fortzuführen, antwortete er nur mit einem abwesenden Ja oder Nein.

Ida, welche eine lebhafte Ahnung davon hatte, was im Herzen Ottos vorging, war bald mit ihrem Geschirr fertig. Sie trat zu den andern ins Empfangszimmer, rollte ihre Aermel ab und gab der Lage der Dinge mit geschickter Wendung einen andern Anstrich, indem sie sagte: „Und nun von der Waschschüssel ans Piano! Ich sehe, Herr

Sanders, daſs Sie der Trauer in Ihrem Herzen noch allzu viel Raum laſſen. Und da Sie verſichert haben, daſs meine Muſik Ihren Schmerz lindern kann, ſo will ich Ihnen ein Liedchen zur Ermunterung ſingen. Damit ſetzte ſie ſich ans Inſtrument und ſang nach kurzem Vorſpiel:

Wird dein Lebenskelch verbittert,
Daſs die Seel' in Wehmut zittert
Und dein Auge einſam thränt,
Blick empor durch deine Zähren,
Gott wird freundlich dir gewähren,
Was dein bittend Herz erſehnt.

Durch die Wolken bricht die Sonne
Und den Schmerz verſchlingt die Wonne,
Goldner Tag hüpft aus der Nacht.
Hier, Gott, muſs dein Kind wohl weinen,
Doch die Stunde wird erſcheinen,
Wo es wieder ſtrahlt und lacht.

Hebe, ſchwerer Geiſt, die Flügel,
Halte deine Klag' im Zügel,
Murre nicht ob dem Geſchick.
Engel tragen dich auf Händen
Und dein Jammer wird ſich enden;
Drum empor den matten Blick!

Sie hatte mit tiefem Gefühl und hinreißendem Ausdruck geſungen. Als die letzte Note verklungen war, ſprang Otto begeiſtert auf, ergriff ihre Hand mit warmem Druck und ſagte mit feuchten Augen: „Ich danke Ihnen, Fräulein Fiſcher, ich danke Ihnen für den tröſtlichen Genuſs, für die köſtliche Ermunterung!“ Seine Augen ruhten ein paar Sekunden mit hingebendſter Huldigung in den ihren.

„Ich muſs Sie doch etwas fragen," ſagte ſie dann, ihre Hand der ſeinigen entziehend, um das Geſpräch, das ihr faſt peinlich zu werden drohte, auf etwas anderes zu bringen. „Warum haben ſie den Rotmännern nicht erlaubt, ihren Vater zu beſtatten? Das Publikum unſerer Stadt wäre Ihnen doch noch mit ganz anderem Mitgefühl entgegengekommen."

Die weiche und faſt zerfloſſene Gefühlsſeligkeit in den Geſichtszügen des Jünglings machte bei dieſen Worten Idas ſchnell einem ernſten und feſten Ausdruck Platz. „Ja", ſagte er langſam und beſtimmt, „es iſt eine Schande, wie man in den Kneipen und Gaſſen mit beiden Füßen auf mich geſprungen iſt, weil ich kein heidniſches Weſen beim Begräbnis meines Vaters dulden wollte. Nehmen Sie es mir nicht übel, Fräulein Fiſcher; ich weiß, Sie ſind ſelber ein Glied der Rebekka-Loge, aber ich muſs reden und handeln nach der Überzeugung meines Gewiſſens, und ich halte das Logenweſen für ein wiederaufgelebtes Heidentum. Die Loge will die Menſchen tugendhaft in dieſer Welt und glücklich in der zukünftigen machen ohne Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten, und das iſt Heidentum, weiter nichts."

„Ich meine, Herr Sanders," ſagte die Jungfrau jetzt, durch die entſchiedene Ausſprache ihres Gaſtes etwas wankend gemacht, „Sie ſehen die Sache zu ſchwarz an. Die Loge hat ja mit Religion gar nichts zu thun. Sie läſst einen jeden glauben, was er will, und hindert mich in meinem Chriſtentum nicht im geringſten. Zudem iſt doch nicht zu leugnen, daſs alle die Beſten unſerer Stadt und des Landes, die Blüte des Volkes, alles, was an Bildung, Vermögen und Stande etwas iſt und gilt, zu der einen oder andern

geheimen Gesellschaft gehört; nur der unwissende und fanatische Pöbel sieht diese Vereine noch als Bündnisse des Teufels an, und unter diesen unwissenden Pöbel sollten Sie sich doch wahrlich nicht mengen. Jedenfalls sollte es mir bis in die Seele leid thun, wenn ich Sie dazu rechnen müsste."

Tief verletzt, doch mit dem Bemühen, seine Gefühle zu unterdrücken, entgegnete Otto: „Pöbel oder Elite, einerlei! Mein Maßstab ist das Wort Gottes, und was, hiermit gemessen, nicht bestehen kann, das ist in meinen Augen ein für allemal gerichtet."

„Herr Sanders hat Recht!" warf Idas Mutter dazwischen. „Du solltest auch den Unsinn fahren lassen, Ida! Das habe ich dir schon mehrmals gesagt. Es ist schon schlimm genug, wenn die Männer so tolles Zeug treiben, was brauchen die Weiber noch die Albernheiten nachzuäffen?"

„Mutter," erwiderte sie eifrig, „ihr steckt alle beide nur in Vorurteilen. Herr Sanders sollte sich einmal anschließen und die Dinge in der Nähe besehen, so würde ihn das Gruseln verlassen. Doch," fuhr sie etwas erschrocken fort, als sie sah, dass Otto aufgestanden war und seinen Hut ergriffen hatte, „Sie — Sie wollen doch nicht gehen? Sie fühlen sich doch nicht beleidigt? Ich wollte gewiss nicht—"

„Nein, ich bin nicht beleidigt," gab er zur Antwort; allein die Erregung, die in seinen Worten bebte, strafte ihn Lügen. „Ich — ich muss gehen. Leben Sie wohl!"

„O bleiben Sie doch noch!"

„Ein ander Mal! Gute Nacht!" und so ging er. Die Frauenzimmer blieben in großer Bestürzung zurück.

Fünftes Kapitel.

Kriegserklärungen.

Am andern Morgen wollte sich Otto auf den Weg zu seiner Tante, Frau Schumann, machen, um von ihr sich Aufschluss über das Gebahren, das er an ihr und ihrer Schwester bei dem Tode seines Vaters wahrgenommen, geben zu lassen. Er hatte sich fast die ganze Nacht hindurch, von vielen Sorgen und Gedanken gequält, unruhig auf seinem Lager umhergeworfen und heute Morgen fühlte er sich in seinem Kopfe dumm und wirr. Eben als er in der Vorhalle seiner pallastähnlichen Wohnung, worin er jetzt der einsame, alleinige Herr war, auf die Thür zutrat, wurde die Klingel gezogen. Zu seinem Erstaunen sah er, als er aufthat, vor sich seine beiden Tanten in Begleitung des Herrn Wilder. Er war so überrascht, dass er ihnen im ersten Augenblick kaum auf ihr ausnehmend freundliches: „Guten Morgen!" danken konnte. Er lud sie dann ein, herein zu kommen, und wies ihnen im Parlor Sitze an. Wilder legte sogleich mit plumper Zärtlichkeit seinen Arm um Ottos Hals und sagte mit widerlicher Freundlichkeit:

„Nun, mein Sohn, wie geht es denn heute Morgen? Lässt du noch immer den Kopf hangen wie ein Schilf? Mein Herz hat mir weh gethan um dich, mein Sohn. Aber es ist nun einmal geschehen und nicht zu ändern; in das Unvermeidliche muss man sich schicken."

„Das ist ein türkischer Trost!" sagte Otto, indem er sich sanft aus dem Arm seines Onkels losmachte. „Setz dich, Onkel! Ich habe ein Wort mit euch zu reden, und war deswegen auf dem Sprunge, zu euch zu kommen."

„Ja, und wir, lieber Otto, kommen in gleicher Angelegenheit zu dir," ergriff Frau Schumann das Wort. „Du bist noch erschöpft und gebeugt, und darum dachten wir, wir wollten dir den Weg sparen."

„Verwandte", setzte Frau Wilder hinzu, „dürfen ja auch einander in der Not nicht verlassen. Womit wir dir dienen können, sage es uns nur, wir sind zu allem von Herzen bereit. Unser armer Bruder hat müssen so plötzlich von hinnen; er hat kein Wort mit dir, seinem geliebten Sohne, mehr reden können. Wärest du am Sonntag nur eine Viertelstunde eher heimgekommen — doch wie konntest du denn wissen —"

„Dann — dann hätt' ich vielleicht eine — eine Schurkerei verhüten können!" platzte der Jüngling heftig dazwischen.

Frau Schumann erbleichte etwas, Tante Wilder aber fuhr mit unschuldiger Miene fort: „Nein, lieber Otto; du hättest den Streich nicht verhüten können, er wurde wenigstens zwei Stunden vorher geführt. Es geschah ja auf dem Festplatze, und von da mußte er erst nach Hause geschafft werden, wir mußten erst benachrichtigt werden, der Arzt mußte erst kommen — das alles ist nicht in einer Viertelstunde vor sich gegangen. Doch du kannst dich damit trösten, daß wir an ihm deine Stelle nach besten Kräften vertreten haben. Deine Tante Schumann und ich haben das Blut aus seinen zusammen geklebten Haaren gewaschen, ihm die Stirne mit Alkohol benetzt, ihn weich gebettet, den Arzt in der größten Eile herbeigerufen und —"

„Alles mit Absicht, Tante, alles mit Absicht!" bemerkte der junge Mann bitter.

„Wie — wie meinst du das, Otto?“ fragte die jüngere Schwester, die allerlei ängstliche Gedanken, welche auf ihr Herz einzustürmen schienen, abzuschütteln suchte.

„Ihr habt einen Arzt holen lassen“, erklärte sich Otto; „warum habt ihr nicht auch einen — Notar und etliche Zeugen holen lassen?“ Er war bis jetzt hin und her gegangen mit den Händen auf dem Rücken. Jetzt blieb er stehen und schaute mit scharfen Blicken bald auf die eine, bald auf die andere seiner Tanten.

„Aha!“ stieß Wilder hervor, indem er halb dumm, halb schadenfroh ebenfalls auf sein Weib und seine Schwägerin blickte. „Aha, da habt ihr's!“

„Halt's Maul, Esel!“ raunte ihm seine zärtliche Ehehälfte ärgerlich zu. Dann wandte sie sich zu Otto und stotterte: „Wie meinst du? Meinst du von wegen seines letzten Willens, oder was?“ Sie versuchte, dem Jüngling grade in die Augen zu sehen.

„Ei freilich!“ war die Antwort. „Ihr habt ihm doch ein Testament abgeschwätzt!“

„Otto!“ stieß die beleidigte Unschuld der Frau Wilder heraus. „Wie kannst du solche Reden führen? Abgeschwätzt!“

„Habe ich euch,“ erwiderte der junge Mann mit gerunzelter Stirn, „nicht dabei ertappt? Meinet ihr, ich habe keine Augen im Kopfe?“

„Aber — aber, Otto!“ verwahrte sich jetzt auch Tante Schumann.

„Wenn ihr es ehrlich meintet mit eurem sterbenden Bruder,“ so redete Otto immer hitziger, „warum habt ihr keinen Notar kommen lassen, warum keine Zeugen herbei gerufen, das Haus war ja voller Leute?“

„Nun, lieber Neffe, nimm doch Verstand an!“ ermahnte die ältere Tante. „Überlege doch die Sache ein klein wenig. Alles war ja in so großer Aufregung, der eine lief hier, der andere da, der hielt dies für das Beste und der andere das, und wer kann in solchen Augenblicken an alles denken! Kein Mensch erwartete, dass er so schnell abscheiden würde. Selbst der Arzt sprach die Hoffnung aus, dass er in kurzem wieder aufstehen würde. Sollen denn die liebenden Schwestern gleich an das Sterben ihres lieben Bruders und nicht vielmehr an seine Genesung denken?“

„Und dann, wie ging es dabei zu?“ fuhr Frau Schumann fort, bei welcher die Worte, die vorher im Halse stecken bleiben wollten, jetzt auch in Fluss zu kommen schienen. „Er war ja die ganze Zeit bewusstlos, und als wir, nachdem der Arzt fortgegangen, schon eine Zeit lang an seinem Bette gesessen, nach der Vorschrift des Doktors strenge Ruhe im Zimmer gehalten und mit zärtlichen Augen über ihn gewacht hatten, da fing auf einmal sein Atem an, so schwer zu gehen, dass es uns ganz erschreckte. Wir rieben seine Schläfe mit Branntwein, ließen ihn auf Kampfer riechen, kurz, thaten, was uns nur in der Angst einfallen wollte, um sein Leben zu retten. Das dauerte so ungefähr fünf Minuten, dann ging der Anfall vorüber und dein Vater schlug zum ersten Mal seine Augen wieder auf. Er forderte zu trinken, und nach einer kleinen Weile, als wir freundlich mit ihm redeten und ihn zu trösten suchten, verlangte er Papier, Tinte und Feder; denn er fühle, dass er sterben werde, und er wolle kurz seinen letzten Willen aufsetzen, damit wir nicht nachher darüber streiten möchten. Die treue, gute Seele!“ Die Erzählerin wischte sich die Augen. Dann fuhr sie fort: „Ich holte das Verlangte herbei, die Schwester richtete ihn

sanft in die Höhe und setzte sich zu ihm aufs Bett, um ihn in dieser sitzenden Stellung zu halten, sonst wäre er vor Schwachheit gleich wieder zurückgesunken. Als dein Vater aber die Feder ansetzen wollte, merkte er, wie ohnmächtig er sei, und er bat mich zu schreiben, was er diktieren werde. Das that ich, und dann setzte er mit letzter Anstrengung seinen Namen darunter. Als das eben geschehen war, tratst du zur Thür herein, dein lieber Vater sank aufs Kissen zurück und hauchte in wenig Minuten seinen Geist aus. Gott hab' ihn selig! Er war ein guter Bruder, ein treuer Freund, ein rechtschaffener Vater. Möge ihm die Erde leicht sein!" Und sie ließ ihren Thränen freien Lauf, auch der Schwester wurden die Augen rot.

„Ja, ja, Gott hab' ihn selig!" seufzte auch Herr Wilder mit gefalteten Händen, dessen aufgedunsenes Gesicht mit einem solchen frommen Wunsche wunderlich zu stimmen schien.

„Lasst doch einmal das Schriftstück sehen!" sagte Otto jetzt etwas milder gestimmt. „Oder wo habt ihr es?"

„Ich habe hier eine Abschrift davon," gab Tante Wilder zur Antwort. Sie reichte ihm ein zusammen gefaltetes Papier hin.

Der Jüngling nahm es auseinander und las halblaut vor sich hin: „Ich, William Sanders, bei klarem Verstande, und freiem Willen, vermache mein sämtliches Eigentum, bewegliches und unbewegliches, wie folgt: Es soll durch eine vom Gericht zu ernennende Komitee in drei gleiche Teile geteilt werden; den einen Teil vermache ich meinem Sohne, Otto Sanders; den andern Teil meiner älteren Schwester, Frau Dora Wilder, und den dritten Teil meiner jüngeren Schwester, Frau Margaretha Schumann. Solches bezeuge

ich hiermit durch meine Namensunterschrift. William Sanders. Johnstown, Pa., den 12. Mai 1889."

Der Leser rieb sich die Augen, als könne er ihnen nicht glauben. Er las das Papier noch einmal und abermal durch. Dann sah er lange auf seine Tanten und wieder auf das Schriftstück. „So!—" sagte er endlich gedehnt; „so! hm! Und das soll das Testament meines Vaters sein?"

„Jawohl!" bestätigte die ältere mit Nachdruck.

„Und das soll eine richtige Abschrift von dem Testament meines Vaters sein?" fragte er wieder.

„Jawohl!" so gab jetzt auch die jüngere ihren Beifall.

Otto trat dicht vor die beiden hin und gab langsam, aber mit Zähneknirschen, seine Meinung ab: „Ihr lügt! Wißt ihr das, Ihr lügt!"

„Otto!" rief Frau Schumann aufspringend, doch mit gedämpfter Entrüstung. „Das lassen wir uns nicht gefallen. Das geht zu weit. Hüte deine Zunge — "

„Laß ihn doch, Maggie, laß ihn doch!" sagte Frau Wilder kalt und höhnisch. „Wir haben das Testament unsers Bruders in Händen, und was hat er denn? Wir können schwören, und was kann er denn? Wir sind zwei Augen- und Ohrenzeugen, und was für Zeugen hat er denn?"

„Jawohl, Oettchen!" beschwichtigte der Onkel, indem er seinem Neffen zutraulich auf die Schulter klopfte. „Beruhige dich, beruhige dich. Du weißt ja selbst gut genug, daß dein lieber Vater — Gott habe ihn selig! — dir im letzten Jahr oder zwei nicht mehr so sehr hold war, und du weißt ja auch, warum. Du hast ihn zu oft abgekanzelt, wenn er mit mir und andern Freunden einen lustigen Abend verbracht hatte. Und so ganz kann ich ihm das auch nicht

übel nehmen. Der Mensch will doch auch seine Freude haben. Wir leben ja nur einmal in dieser Welt. Und warum hätte dein lieber Vater sich auch nicht das Leben angenehm machen sollen, er konnte es ja. Es war, mein' ich, gar nicht artig von dir, dass du ihm dabei immer auf die Finger klopfen wolltest. Du warst ja nur ein junger Guckindiewelt und er ein erfahrener Mann, der es sich schon sauer hatte werden lassen. Wärest du am Sonntag mit deinem Vater zum Turnfest gegangen, anstatt in der Kirche den langweiligen Pfaffen anzuhören und nachmittags spazieren zu fahren, dann wärest du dabei gewesen und hättest ihn schützen können, hättest selbst sein Testament schreiben können. Aber das war dir nicht fromm genug, Freude zu finden, woran dein Vater sich freute — "

„Jetzt ist's aber genug, Onkel!" sagte Otto etwas weicher, weil er sich durch das Körnlein Wahrheit in den Worten seines Onkels im Gewissen etwas getroffen fühlte. „Ich muss dabei bleiben, dieser Wisch ist nicht das Testament meines Vaters."

„Du willst uns also," fuhr Frau Schumann wieder auf, „zu Betrügern machen, zu —"

„Ihr habt die Schwachheit meines Vaters benutzt," fuhr der Neffe bestimmter wieder fort, „um euch selbst zu bereichern, ihr habt ihn hintergangen und überlistet, als er halb bewusstlos war; ihr habt selbst das Testament gemacht und ihm dann zur Unterschrift hingehalten, während er in den letzten Zügen lag und vor seinen ewigen Richter hintreten sollte; ihr —"

„Das werden wir dir zeigen, dummer Junge!" trumpfte jetzt Frau Wilder auf, „ob wir das Testament deines Vaters haben oder nicht. Welch ein Glück ist es,

daſs ich bloß eine Abſchrift mitgebracht!" — dies ſagte ſie, zu ihrer Schweſter gewendet — „Wer weiß, was der Unſinnige gethan hätte, wenn ich ihm die Urſchrift in die Hände gegeben! Wir werden es" — wieder zu Otto — „beſtätigen laſſen, Maggie und ich können es beſchwören. Was willſt du machen?"

Otto zerriſs das Schriftſtück in ſeinen Händen und warf die Fetzen vor die Füße ſeiner Tanten hin.

„Richtig!" ſtieß Frau Wilder hervor, als ſie das ſah; „hab' ich's nicht geſagt!"

Otto aber erklärte jetzt mit vor Aufregung bleichem Angeſichte und den Fuß auf den Boden ſtampfend: „Dieſen Wiſch werde ich nimmermehr als das Teſtament meines Vaters anerkennen. Ich werde mich bis aufs Blut für mein rechtmäßiges Erbe wehren und es mir nicht von verlogenen Weibsleuten ſtehlen laſſen. Habt ihr mich verſtanden? Und jetzt hinaus aus meinem Hauſe, oder ich werde Poliziſten rufen."

„Oho, Bürſchchen!" höhnte Frau Wilder, indem ſie ihrer Schweſter und ihrem Gatten, die ſich bleich vor Zorn bereits nach der Thür begaben, folgte. „Auch wir werden uns für unſer Recht wehren, und wir erklären dir den Krieg bis zum bittern Ende."

„Ich hebe den Handſchuh auf, packt euch, ihr Schwindelbande". Damit warf der Jüngling die Thür heftig hinter ihnen zu.

Die Wogen der Aufregung gingen noch längere Zeit hoch im Herzen Ottos. Er lief wild von einem Zimmer ſeines Hauſes in das andere. Er warf ſeinen Hut entrüſtet auf den Boden und ballte ſeine Fauſt. Ihm ſtand die That ſeiner Verwandten als ein wahrer Frevel vor Augen.

Darum stieß er öfter kopfschüttelnd die Worte aus: „Unverschämter Betrug! Frecher Raub! Die Diebe!“ Seine Zornesader auf der Stirne schwoll öfter gewaltig an. Dann zogen auch wieder Zweifel durch sein Herz, ob er nicht doch allzu rücksichtslos auf seinem Rechte bestehe? ob er nicht seine Tanten, die er ehren sollte, zu grob angefahren habe? ob sie nicht am Ende doch die Wahrheit sagten, und was er denn eigentlich für Beweise dagegen ins Feld führen könne? ob nicht vielleicht doch sein Vater wirklich alle Liebe zu ihm verloren gehabt habe und seinen so ganz anders gesinnten Sohn durch teilweise Enterbung empfindlich strafen wollte?

Endlich kam ihm ein Gedanke: er mußte Rat haben. Darum griff er nach seinem Hute und eilte davon. Sein Ziel war sein Freund Dan. Als er in Schwenk's Eisenstore kam, wurde ihm gesagt, Daniel sei diesen Morgen noch nicht ins Geschäft gekommen. Darauf begab er sich nach der Wohnung seines Freundes. Dieselbe stand im nördlichen Teil der Stadt, jenseits der Pennsylvania-Bahn, auf dem Abhang des Prospekt Hill. Hier lag eine Häuserreihe über der andern den Berg hinauf, und dieser ganze Stadtteil bestand, außer zwei kleinen Stores, nur aus grauen, hölzernen Wohnhäusern, etwa hundert und fünfzig an der Zahl. Alle sahen einander so ähnlich, als wenn derselbe Baumeister sie alle errichtet hätte. Sie waren zweistöckig, hatten breite Giebel und eine offene, bequeme Vorhalle, von wo aus man über die ganze unten liegende Stadt und die jenseitigen Berge schauen konnte. Die allermeisten hatten eine in der Mitte ganz durchlaufende Scheidewand, so dass zwei Familien darin wohnen konnten. Jedoch Peytons Haus war ein einfaches. Eine lange Treppe von

Holz führte von der untersten nach der obersten Häuserreihe hinauf.

Hier wohnte Daniel mit seinen betagten Eltern und seiner jungen Schwester Katharina, oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Kittie. Der Vater war in früheren Jahren im Kaufmannsgeschäft thätig gewesen, hatte aber zuletzt große Verluste erlitten und es dann ganz aufgegeben. Die ganze Familie war jetzt um Nahrung und Kleidung auf den kräftigen Sohn angewiesen.

Walter Peyton war ein Schottländer von altem Schrot und Korn, wohl beleibt und leiblich und geistig frisch, aber wegen eines Leibschadens schon lange nicht mehr im Stande, irgend eine schwere Arbeit zu thun. Er wusste seine Bibel fast auswendig, zitierte besonders das Alte Testament gern und hielt auf einen strengen Lebenswandel. Insonderheit lebte er jetzt der feurigen Hoffnung, dass der vorgelegte Prohibitions-Zusatz zur Konstitution des Staates in der bevorstehenden Volkswahl einen entschiedenen Sieg davon tragen werde. Daniels Mutter aber war eine schmächtige, immer bleich aussehende Neu-Engländerin, die wo möglich noch mehr auf enthaltsames Leben drang, als ihr Gatte, alle berauschenden Getränke für ein Geschöpf des Teufels hielt und es sich nicht nehmen ließ, dreimal des Tages, nach jeder Mahlzeit, eine thönerne Pfeife Tabak zu rauchen, während ihr Mann allem Gebrauche des giftigen Krautes abhold war. Sie blies eben jetzt große Wolken aus ihrer Morgenpfeife von sich. Unter Beihülfe ihrer blühenden jungen Tochter Kittie versah sie noch immer den ganzen Haushalt. Von allen weltlichen Gesellschaften, Vereinen und Logen wollten sie alle beide nichts wissen, und Daniel hatte seinen Eltern durchaus keine Freude bereitet, als er

sich den Odd-Fellows anschloss. Außer der Familie und dem Staate kannten sie nur eine Gesellschaft, welcher sie angehörten, und das war die Kirche. Sie hielten morgens und abends Hausandacht, und die Kinder hatten von Jugend auf die biblische Geschichte und Beten lernen müssen.

Als Otto ankam, war Daniel eben fort gegangen, wurde jedoch bald wieder zurück erwartet. Vater Peyton, der den Freund seines lieben Daniel schon immer als einen zweiten Sohn behandelt hatte, sah ihm sogleich seine außerordentliche Aufregung an und fragte ihn um die Ursache derselben. Des jungen Mannes Herz war so voll, dass er in Thränen ausbrach und dem redlichen alten Manne die ganze Angelegenheit erzählte. Dabei wog er seine Worte betreffs seiner Verwandten nicht auf der Goldwage. Der alte Schotte suchte ihn zu beruhigen und strafte ihn sanft über seine maßlose Sorge um den Mammon.

„Ach, lieber Otto!“ sagte er, „wir armen Menschen krabbeln wie die Ameisen ein paar Jährchen auf der Erde herum und dann müssen wir davon. Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe. Er geht auf wie eine Blume und fällt ab, und fleucht wie ein Schatten und bleibt nicht. Ist es nicht die Thorheit aller Thorheiten, sich um den irdischen Kot mit seinem Nebenmenschen herum zu streiten, das Herz zu verbittern, das Leben zu einer Hölle zu machen? Ist es nicht eine Sünde und eine Schande, die Bande des Blutes zu zerreißen um solcher Güter willen, die von Rost und Motten gefressen und von Dieben gestohlen werden? Wie viel behältst du denn von dem Staub noch übrig, wenn deine Tanten je ein Dritteil erhalten?“

„So genau kann ich das jetzt natürlich nicht sagen," erwiderte der Zurechtgewiesene kleinmütig, „aber nach meinem Überschlag wäre es ungefähr ein hundert tausend."

„Hm! hm!" meinte der Puritaner. „Ich denke, dafür würdest du dir allenfalls noch ein Laib Brot kaufen können. Verhungern würdest du dann morgen und übermorgen noch nicht; meinst du nicht auch? Und unser Herr und Meister lehrt uns bloß für heute um das tägliche Brot bitten. Ich rate dir, mein Sohn, lass deinen Tanten den Quark. Wenn sie lügen und betrügen, so wird sie der gerechte Richter seiner Zeit schon zur Strafe zu ziehen wissen. Wenn jemand dir deinen Mantel nimmt, so lass ihm auch den Rock, du weißt ja, wer das sagt."

Otto stand niedergeschlagen und zweifelnd da, als Daniel ins Zimmer trat. Er musste sofort wieder gehen. Otto begleitete ihn und erzählte ihm auf dem Wege, was sein Herz drückte. Daniel hörte mit großem Ingrimm zu und gab dann seinem Busenfreund einen Rat, der demjenigen seines Vaters entgegen gesetzt war, nämlich nichts ungethan zu lassen, um sich in seinem rechtmäßigen Besitztum zu schützen. Als Otto den Jugendgenossen vor der Thür des Geschäftes verließ, stand sein Entschluss fest: er wollte dem Rate seines Freundes folgen.

Sechstes Kapitel.

Das Konzert.

Am folgenden Sonntag Abend fand ein großes Konzert in dem geräumigen Rink statt. Es wurde veranstaltet von dem Verein der jungen Leute der Zionsgemeinde und zwar

zum besten der Kirche. Wie schon berichtet, war die Kirche vor kurzem herrlich ausgemalt und verschönert und eine ganz neue Orgel angeschafft worden. Um nun den noch übrigen Rest der gemachten Schulden abzutragen, war man auf den Plan verfallen, ein glänzendes Konzert zu halten. Die Komitee, aus einem Dutzend junger Männer und Damen bestehend, hatte den ganzen Sonntag, vom frühen Morgen an im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet, um die große Halle festlich herzurichten, und als der Abend kam, prangte sie auch wirklich in herrlichem Schmucke. Blumen, Laubgewinde, Fahnen, Banner und Sinnsprüche waren reichlich und geschmackvoll verwendet, und drei elektrische Lichter breiteten einen solchen blendenden Glanz über das alles aus, daß den Besuchern beim Eintritt unwillkürlich ein „Ah!" des Erstaunens entfuhr. Besonders die Bühne war sehr schön mit Grün und buntfarbigem Flaggentuch ausgekleidet. Schon eine Stunde vor Beginn der Unterhaltung fing das Deutschtum von Johnstown an, in Scharen einzuziehen. Auch nicht wenige Anglo-Amerikaner, sowie Irländer von Woodvale und sogar Ungarn aus Cambria City fanden sich dazu ein; denn es war schon wochenlang durch große Anschlagzettel weit und breit bekannt gemacht worden.

Um diese Zeit saß Otto schon bei Fischers. Er war gekommen, um Ida und ihre Mutter, wie auch Eddie zum Konzert abzuholen. Sie saßen jetzt schon alle in festlicher Kleidung da und verplauderten noch ein halbes Stündchen; denn erst um acht Uhr sollte die Unterhaltung ihren Anfang nehmen. Ida, die auf besonderes Ersuchen der Veranstalter heute Abend eine hervorragende Rolle spielen sollte, trug ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und eine rote Rose im dunkelbraunen Haar. Ihr Anblick in dem ein-

fachen, aber sehr kleidsamen Festschmuck setzte das Herz des Jünglings, dessen Zorn von letztem Mittwoch Abend längst wieder verraucht war, in lebhafte Wallung. Er saß so, daß er schräg durch die offene Thür sehen konnte, was für Scharen sich bereits vor dem Eingang der Konzerthalle ansammelten, und sagte freudig zu Ida:

„Sie werden heute Abend eine großartige Zuhörerschaft haben; es wird einer der Glanzpunkte in Ihrer künstlerischen Laufbahn sein."

„Es soll mich freuen —" Sie schwieg plötzlich; denn in diesem Augenblick erschien Oskar Wilder vor der offenen Thür, und als er Otto da sitzen sah, ging er ohne weiteres, nur einen „Guten Abend" Ida zunickend, vorüber und mengte sich bald unter die Haufen, die vom elektrischen Licht bestrahlt vor dem Rink wimmelten.

„Ich muß Sie doch schnell noch etwas fragen," wandte sich Mutter Fischer jetzt an Otto. „Ist es wahr, daß Sie gestern bei meinem Bruder, dem Richter, eine Klage gegen Ihre beiden Tanten wegen des letzten Willens Ihres Vaters anhängig gemacht haben?"

„Ja das ist wahr", gab der junge Mann zu, und erzählte nun in etwas gedrückter Stimmung, wie nach seiner Anschauung die Sache mit dem letzten Willen seines Vaters sich verhielt, wobei er ohne die geringste Schminke seine Tanten für schamlose Betrügerinnen erklärte. Er fuhr fort: „Schon am Donnerstag sind sie mit dem meinem Vater abgeschwindelten Wisch zum Probatrichter gegangen, um ihn als das Testament des Verstorbenen bestätigen zu lassen, und haben sich nicht entblödet, den heiligen Namen Gottes schändlich zu misbrauchen und zu schwören, was sie da vorlegten, das sei die letzte, freie Willenserklärung ihres

Bruders. Dafs sich die Erde nicht aufthat und die meineidigen Weibsbilder verschlang! Fürwahr, Gott ist langmütig. Aber der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, und Recht und Gerechtigkeit werden doch endlich den Sieg davontragen. Mein Freund Daniel Peyton kann bezeugen und es mit einem Eidschwur erhärten, dafs er vor etlichen Wochen bei einer Unterredung zwischen meinem Vater und mir zugegen war, wo mein Vater mir davon redete, wie ich, wenn er einmal gestorben sei, es würde anzugreifen haben, um seine weitverzweigten Besitztümer und verschiedenartigen Geldanlagen zusammen zu halten, vorteilhaft zu verwalten und das Drittel einer Million, das er errungen habe, auf eine ganze Million zu vermehren. Klangen diese Worte darnach, als ob seine Absicht sei, zwei Drittel seiner ganzen Hinterlassenschaft mir, seinem einzigen Sohne und Erben, zu nehmen und andern zu geben, die alles in kurzer Zeit verputzen würden?"

„Solche Reden ihres Vaters scheinen allerdings zu beweisen", stimmte die alte Frau zu, „dafs er den Vorsatz nicht kann gehabt haben, eine solche Teilung vorzunehmen."

„Ich werde mir," setzte Otto mit Entschiedenheit hinzu, „mein rechtmäßiges Eigentum nicht so mir nichts dir nichts abschwindeln lassen. Ich habe den starken Arm der Obrigkeit zum Schutz angerufen, und will sehen, ob in Johnstown noch Recht und Gerechtigkeit zu finden ist!"

„Gott gebe," vollendete Mutter Fischer innig, „dafs unsere Gerichte ihre Schuldigkeit thun und Sie wider Ihre Plünderer schütze. Hoffentlich wird der Lärm, der wegen Ihrer Abgeneigtheit gegen die geheimen Gesellschaften in verwichener Woche aufgeschlagen wurde, dabei keinerlei Einfluss üben."

„O nein," erwiderte Otto mit Zuversicht, „so hoch wird ihr Gift gegen mich doch nicht aufkochen. Das ginge ja über alle Begriffe, wenn die Loge ihre geheimen Finger auch in solche Sachen stecken und sogar das Urteil der Obrigkeit, die doch unparteiisch richten soll, nach ihren Zwecken beugen wollte!"

„Das war auch nur so eine Vermutung von mir," lenkte die Alte ein; „denn mein Bruder, der Richter, ist ein sehr hitziger Odd-Fellow, und die Grenze der Loge ist für ihn nur zu oft die Scheidelinie zwischen Auserwählt und Verworfen."

„Mutter," unterbrach jetzt Ida das Gespräch, „es ist Zeit, dass wir gehen."

„Ja ich meine auch," sagte Otto, indem er nach seiner goldenen Uhr sah und aufsprang; „beinahe hätte ich mich im Eifer um diese elende Erbangelegenheit vergessen. Am liebsten hätte ich gebeten, von der Mitwirkung heute Abend entschuldigt zu sein; denn von aller Trauer, Aufregung und Herzeleid geht es mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Doch weil es für die Kirche ist, so dachte ich, ich dürfte mich wohl nicht zurückziehen."

Er bot Ida seinen Arm. Sie sagte, indem sie ihn nahm: „Thun sie das doch ja nicht: wie sollten wir ohne Sie etwas Erkleckliches leisten? Nein, Ihr Vortrag wird die Hauptnummer sein."

Sie gingen langsamen Schrittes nach dem Rink; die Mutter schloss das Haus und folgte mit Eddie. Für Mutter Fischer war ein guter Sitz aufbehalten worden. Otto aber nahm mit Ida und Eddie einen Sitz auf der Bühne ein, wo der Chor der Zionskirche mit dem Organisten nebst Bertha Wilder und einigen Solosängern und

Spielern bereits versammelt waren. Alle prangten in festlichen Gewändern, die Mannsleute in weißen Handschuhen, weißen Halsbinden und der unvermeidlichen Rose auf dem linken Brustlappen des Rockes. Die Damen sämtlich in schneeweißen Kleidern mit roten und blauen Schärpen. Als jetzt die Musikanten anfingen zu stimmen, war der große Raum bereits zum Erdrücken voll und immer noch drängten sie sich herein. Die sogenannte beste Gesellschaft von Johnstown hatte sich eingefunden, Lehrer, Musikverständige, Advokaten, Geschäftsleute, Zeitungsherausgeber, Stadtbeamte und Prediger; auch Pastor Lichtenberg mit seiner Familie und Pastor Fink mit den Seinigen fehlten nicht.

Nachdem das Orchester eine rauschende Ouverture gespielt, folgte ein Chorgesang und ein Kornettsolo, und dann sang Fräulein Fischer, von ihrem Bruder Eddie auf dem Piano begleitet, ein Mailied mit so klangvoller, silberreiner Stimme, und ihre ganze Erscheinung war dabei eine so einnehmende, dass sie mit allgemeinem Beifall belohnt wurde und ihrem Freunde Otto das Herz fast hörbar schlug. Die ruhige Gemessenheit in all ihren Bewegungen, die edle Wohlanständigkeit in ihrem ganzen Auftreten, die vor Begeisterung leuchtenden Augen und glühenden Wangen ließen sie ihm heute Abend in einem Glanze der Schönheit erscheinen, wie noch nie zuvor. Es war aber noch ein anderes Herz unter den Zuhörern, dass vor stolzer Freude klopfte, das Herz der alten Mutter im Zuschauerraum.

Nach einem weiteren Musikstück kam jetzt die Reihe an Otto Sanders. Bei seinem Namen stand auf dem gedruckten Programm als Aufgabe verzeichnet ein Vortrag über „Krankheiten unserer Zeit". Er war in der verwichenen

Woche durch den Tod seines Vaters und das Aufsehen, welches seine Abweisung der Rotmänner erregt hatte, in vieler Leute Mund gekommen und daher galt er, als er jetzt auftrat, schon als ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Auch erweckte das ernstklingende Thema, das er sich gestellt, schon von vorn herein allgemein eine gespannte Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Ohne lange Einleitung sprang der Redner gleich mitten in seine Aufgabe hinein und legte mit scharfem Messer die Wunden unserer Zeit bloß. Als eine Hauptkrankheit unserer Zeit und unseres Volkes, die wie ein Krebs immer mehr um sich fresse und der Kirche sowohl als dem Staate den Untergang drohe, beschrieb er die Trunksucht, in welcher besonders unsere Deutschen wie in einer Flut versänken; sodann die Unzucht und Ehescheidung, welche die heiligsten Bande der Familie zerreiße; ferner die schlaffe Kinderzucht, wodurch unsere Gefängnisse mit bartlosen Verbrechern angefüllt würden; ferner den Wahlschwindel, wodurch an den Fundamenten unserer Republik gerüttelt werde; weiter die feile Gerechtigkeitspflege, die oft geradezu einen Preis auf das Laster setze und echte Bürgertugenden verhöhne; weiter die Spekulationswut, die ein ganzes Heer anderer Sünden und Verbrechen im Gefolge habe und oft sogar zum Selbstmorde führe; endlich die allgemeine Vereinssucht, welche Männlein und Weiblein zu unzähligen Tausenden in allerlei christliche und heidnische, öffentliche und geheime, läppische und teuflische Gesellschaften jage. Er unterließ nicht zu untersuchen, welches die Quelle all dieser Krankheiten sei, und fand, dass es der immer allgemeiner werdende Abfall der modernen Welt von dem lebendigen Gott sei, dem Himmel und Erde und alle Elemente zu Gebote ständen, um seine Strafge-

richte an dem abtrünnigen Geschlechte zu vollstrecken. Der Redner ahnte freilich nicht, wie bald diese Worte schrecklich in Erfüllung gehen sollten. Zum Schlusse legte er dar, welches das einzige und wahrhaft wirksame Heilmittel sei, nämlich „weder Kraut noch Pflaster, sondern Gottes Wort, welches alles heilt."

Diese scharfen Wahrheiten fuhren wie Blitzschläge in die Versammlung. Niemand hatte hier heute Abend so etwas zu hören erwartet. Und so eine Rede anzuhören, war für die allermeisten, die hier am Sonntag Abend bei einander waren, etwas so widerliches, abgeschmacktes und peinliches, dass es im Anfang gradezu betäubend wirkte. Bald aber entstand ein Kopfschütteln, ein Zischeln und Murmeln; bald ließen sich Pfiffe hören, und besonders als er die Gesellschaftswut geißelte, wurden zornige Stimmen laut. Eine Anzahl nahm ihre Hüte und verließ schimpfend die Versammlung. Herr Schubert aber, der Herausgeber der „Freien Presse", war eifrig beschäftigt, Notizen für seine Zeitung zu machen. Als Otto sich jetzt nach Beendigung seines Vortrags setzte, brach ein wahrer Sturm von Pfiffen und Rufen der Misbilligung aus, und etliche, unter denen Otto auch Oskars Stimme zu vernehmen glaubte, schrieen voll Ingrimm sogar: „Schmeißt ihn raus!" Einzelne jedoch, besonders Past. Lichtenberg und Ottos Freund, Dan Peyton, wie auch „Chal" Dick, der allgemein beliebte Ex-Mayor von Johnstown, klatschten herzhaft Beifall. Mutter Fischer wurde es schon ganz angst in ihrem Sitze, als unmittelbar um sie solche Ausbrüche des Zornes gegen ihren jungen Freund laut wurden, und Ida saß bleich und zitternd da, bald auf Otto, der sich ruhig den Schweiß abtrocknete, bald auf ihre verblüffte Freundin Bertha, bald

auf die tobende Versammlung blickend. Doch da fiel plötzlich die Musikbande mit schmetternden Klängen ein und ersäufte den steigenden Sturm in einem Meere von Wohllaut.

Ida schaute unterdessen oft mit bewundernden Blicken auf den jungen Mann und konnte nicht umhin, ihm, da sie in seiner Nähe saß, heimlich die Hand zu drücken. Vor ihren Augen stand er jetzt in dem Lichte eines Helden da, der den Mut seiner Überzeugung hat, und ihr Herz fing an, mit einem Gefühl, das sie bisher nicht gekannt hatte, höher für den Freund zu schlagen.

Nachdem das Orchester mit einem ergreifend harmonischen Akkord geschlossen, folgten noch mehre Gesangstücke und eine Deklamation von Bertha Wilder, die „Des Sängers Fluch" von Ludwig Uhland sehr hübsch vortrug. Endlich kam die letzte Nummer, ein Pianosolo von der allgemein bekannten und beliebten Musiklehrerin, der schönen Ida Fischer. Ihre Gefühle waren jetzt in mächtiger Bewegung, und ihre Seele hatte durch die Bewunderung für den Ernst und die Mannhaftigkeit ihres Freundes Flügel bekommen. Ihre Finger rauschten und flimmerten und tanzten daher jetzt durch die Tasten, wie noch nie vorher. Als sie sich vom Klavier erhob, da brauste ein gewaltiger Beifallssturm durch das ganze Haus und sie musste dreimal wieder vortreten und sich dankend verneigen. Jetzt war an Otto die Reihe, sein Herz von Bewunderung schwellen zu lassen. Mehre Blumensträuße wurden ihr auf die Bühne zugeworfen, und Oskar Wilder trat mit absichtlichem Gepränge vor und reichte ihr eine herrliche Harfe, aus Lilien und Rosen sehr künstlich gebildet, hinauf als Zeichen seiner Verehrung. Ida aber erschien als die rosigste von allen

Blumen und stand da von Schamröte wegen all dieser Beweise der Hochachtung übergossen. Sobald sie, ohne unhöflich und undankbar zu erscheinen, konnte, zog sie sich in den Hintergrund zurück, und die große Versammlung zerstreute sich.

Otto begleitete die ihm so teuren Personen nach Hause. Im Hause Idas angekommen, machten sich die Gefühle der Mutter Fischer Luft. Sie umarmte ihre Tochter und drückte sie mit Thränen der Rührung an ihre Brust, so sehr war sie entzückt von den Leistungen ihrer lieben Ida, und sie rief begeistert aus: „Mein Töchterchen, du bist eine Königin im Reiche der Musik!"

„Da haben Sie aber recht, Mutter Fischer!" fiel der Jüngling mit herzlichen Worten ein.

„Bravo! bravo!" rief die blühende Bertha und klatschte frisch in die Hände. Sie riss den braunen Lockenkopf ihrer strahlenden Freundin mit beiden Armen zur Seite, presste ihn mit komischer Gewalt gegen ihren Busen und drückte dann lachend einen lauten Schmatz auf ihre roten Lippen.

„Reiß mir nur den Kopf nicht ganz herunter, Bertie!" protestierte die angegriffene; „ich habe nur einen."

„Königinnen", fuhr die Mutter fort, „sollten auch Orden tragen; nicht wahr, Herr Sanders?" Sie machte etwas auf ihrem Busen los.

„Versteht sich!" bestätigte Otto, „und Kronen dazu!"

„Hier, Ida!" sagte sie. „Zum Andenken an diesen Abend will ich dich mit einem Orden schmücken, der dein ewiges Besitztum sein soll. Es ist ein goldenes Locket, wie du siehst. Es enthält eine Locke dunkelbraunen Haares, und inwendig" — sie öffnete es — „steht geschrieben: ‚Locke

von Georg Washingtons Haar, abgeschnitten in Philadelphia, auf seinem Wege nach Yorktown 1781.' Ich habe", sagte sie dann mehr zu Otto und Bertha gewendet, „früher mit meinem seligen Mann in Philadelphia gewohnt. Da habe ich einer kranken Freundin während langen Siechtums mit aller Treue, so gut ich konnte, gepflegt, und als die Zeit ihres Abscheidens kam, vermachte sie mir zum Danke dieses Locket. Sie hatte es von ihrer Mutter erhalten, und diese hatte eigenhändig das Haar von dem Haupte des Vaters unsers Vaterlandes abgeschnitten." Sie hängte es ihrer Tochter um den Hals, und so funkelte es auf ihrem vor Freude schwellenden Busen. Nachdem sie noch einen Teller Ice-Cream mit Cakes, die Otto durch Eddie holen ließ, bei heiterer Plauderei verzehrt, geleitete der junge Mann seine Base nach Hause und ging selber heim.

Siebentes Kapitel.

Entwickelungen.

Am nächsten Dienstag Abend saß Herr Schumann, der Klerk im Hurlburt House, mit den Seinigen am Abendtisch. Sein Haus stand an Morris-Straße, etwas östlich von der Franklin. Es war ein einfaches, zweistöckiges Brettergebäude und sah schon sehr alt aus. Seit den letzten acht oder zehn Tagen war er, der sonst so lebenslustige und gesprächige, unerklärlich viel in sich gekehrt und sah oft verstört aus. Auch jetzt saß er bleich am Tische da und sah auf den Teller, indem er hastig seine Speise verschlang, während seine Gedanken ganz wo anders zu sein schienen. Seine Frau war auch nicht sonderlich zu Gesprächen aufgelegt; die Sorge um den angefangenen Prozeß und die

Gewissensbisse, die an ihrem Herzen doch noch von Zeit zu Zeit nagten wegen der Rolle, die sie bei der Sache gespielt, ließen ihr oft des Nachts wenig Schlaf. Außerdem lag seit einigen Tagen eins ihrer Kinder, der kleine Willie, an den Mastern krank. Der Säugling lag in der Wiege und drei Kinder, Adolph, Ännchen und Röschen, saßen mit ihren Eltern munter plaudernd am Tische und ließen sich's schmekken. Wir erinnern uns, dass Schumann, eine Krankheit verschützend, nicht bei dem Leichenbegängnis seines Schwagers erschienen war, auch war er letzte Woche nicht mit seiner Frau und den Wilders zu Otto gekommen, um mit ihm über das Testament seines Vaters zu reden. Es war seit kurzem ein so scheues Wesen in ihn gefahren, dass nicht wenige seiner Freunde sich darüber verwunderten.

„O Mama!" rief jetzt auf einmal Ännchen, „was aber die Rosie gesagt hat!"

„Was war das denn?" fragte die Angeredete gleichgültig.

„O etwas ganz Schlimmes hat sie zu Kittie Peyton gesagt heute Nachmittag, als wir von der Schule heim kamen. Da gingen wir an dem großen, schönen Hause vorbei, an Napoleon-Straße, du weißt doch. Und da sagte sie: Das ist eigentlich unser Haus. Euer Haus? sagte Kittie, und machte so ein spottiges Gesicht. Ja, sagte Rosie, unser Haus. Mr. Sanders hat es uns gestohlen. Aber mein Papa hat es ihm gezeigt, er hat ihm bei dem Pic-Nic auf den Kopf geschlagen, dass er auf die Erde stürzte, und am Abend war er tot."

Wenn ein Blitzschlag aus heiterem Himmel mitten in die Familie hineingefahren wäre, so hätte die Wirkung keine schrecklichere sein können, als diese wenigen kindlichen

Worte hervorbrachten. Schumann entfielen Messer und Gabel aus seinen Händen, und er wurde kreidebleich. Seine Frau starrte mit sprachlosem Entsetzen bald auf ihre Anna und Rosa, bald auf ihren Gatten und den Kindern wurde dabei so angst, dass sie alle laut zu weinen anfingen.

„Es ist um mich geschehen!" hauchte der Geschlagene, und Schweißtropfen der Angst traten auf seine Stirne.

„Mann, was — was ist dir?" fragte jetzt die zitternde Gattin, indem sie aufsprang und an seine Seite trat.

„Gieb mir einen Trunk Branntwein!" flüsterte er.

Sie eilte, den Auftrag auszuführen.

Dann stand er auf und ging wankend in ein anderes Zimmer, indem er ihr winkte, ihm zu folgen, den Kindern aber, am Tisch zu bleiben.

„Vorbei!" stöhnte er dann, indem er wieder auf einen Stuhl sank. „Ich bin verraten — von meinem eigenen Kinde verraten — es ist heraus. Röschen hat die Wahrheit geredet. Kittie Peyton hat es gewiss sofort ihrem Bruder gesagt und der hat nichts eiligeres zu thun gehabt, als es seinem Freunde Otto mitzuteilen, und in kurzem wird ein Mann des Gesetzes hier sein, mich zu verhaften. Ich bin verloren!"

„Nein, du bist nicht verloren!" sagte seine Frau mit Entschiedenheit. „Du musst augenblicklich fort — nach New York — Philadelphia — San Franzisko — oder was weiß ich; nur aus Johnstown fort!"

„Aber was würde aus euch —"

„Was würde aus uns, wenn du gehängt würdest? Fort! fort!"

Sie holte in der Geschwindigkeit seinen Hut und Rock herbei, sowie alles Geld, das noch von seinem letzten

Monatslohn übrig war, und steckte es ihm in die Tasche, stülpte ihm den Hut auf den Kopf und schob ihn nach der Thür.

Jetzt raffte auch er sich auf, und die Angst gab ihm Flügel. Er sprang noch einmal zu seinen Kindern, drückte sie mit Inbrunst an seine Brust, bedeckte sie mit Küssen, und Thränen erstickten seine Stimme — als ahnte er, dass es das letzte Mal sei, dass er seine Geliebten sähe. Nach einem letzten heftigen Abschiedskusse von seinem Weibe, eilte er fort nach dem Bahnhof, um den ersten Zug zu nehmen, der Johnstown verlasse, einerlei wohin er gehe. Unterwegs begegnete ihm „Shad" Jones, der schwarze Aufwärter im Hurlburt House, der sehr große Stücke auf Fred Schumann hielt. Er war allen Reisenden, die im Hurlburt House geherbergt, merkwürdig, weil er das erstaunliche Talent besaß, vier Hühnereier im Munde zu halten und zugleich einen Trunk Wasser zu schlucken, ohne eine Schale zu brechen. Er wollte von Schumann wissen, wo er so eilig hin wolle. Dieser aber warf ihn ohne alle Antwort beiseite und stürmte weiter. Allein die Schritte der verfolgenden Gerechtigkeit holten ihn dennoch ein. Eben als er am Schalter im Bahnhof stand und ein Ticket nach Chicago lösen wollte, verhaftete ihn ein Polizist und führte den Zermalmten ohne weiteres nach dem Stadtgefängnis ab.

Zu derselben Zeit, als diese Dinge sich bei Schumanns zutrugen, stand es im Hause der Wilder nicht viel besser. Sie wohnten ebenfalls an Morris-Straße, nur noch weiter südöstlich, nach dem Fuße des Grand View zu, in einer armseligen Hütte zur Miete. Früher hatte Wilder an Main-Straße einen Schuhladen geeignet. Allein er hatte im Laufe der letzten Jahre alles durch die Gurgel gejagt

und jetzt besaß er nur noch eine kleine Werkstätte im Vorderzimmer seiner Wohnung, wo er mit Flickerei ein Geringes verdiente, und auch dieses wurde, je tiefer er in sein Laster versank, immer weniger, so daß seine Familie wirklich öfter schon darben mußte.

Auch heute Nachmittag war Wilder wieder von einem Trinklokale zum andern gegangen und soeben völlig berauscht nach Hause getaumelt. Seine Frau hatte den Hülflosen zu Bette gebracht. Jetzt trat sie zu ihrem Sohne Oskar, der in der Wohnstube mit den Händen auf dem Rücken leichtfertig pfeifend hin und her ging. Bertha war unterdessen bei Ida Fischer, von welcher sie wegen der innigen Freundschaft, die zwischen beiden bestand, unentgeltlich Gesangunterricht erhielt.

„Oskar", sagte sie und rang ihre Hände, „was soll aus uns noch werden? Wir gehen zu Grunde. Unser herrliches Geschäft ist fort, unser Haus ist fort, der Friede ist fort, die Achtung unserer Mitmenschen ist fort — alles ist zum Teufel. Die Rente sind wir für vier Monate schuldig, und wenn wir nicht in zehn Tagen bezahlen, werden wir an die Luft gesetzt. Da steht der Tisch und es ist Zeit zum Abendbrot, aber es ist nichts darauf, nichts im Keller, nichts im Schrank und die paar Cents, die der Vater heute Morgen verdiente, hat er heute Nachmittag wieder versoffen. Keine Grocery borgt uns mehr, wir stecken überall schon bis über die Ohren in Schulden. Wir haben fast keine Schuhe mehr an den Füßen und kein anständiges Kleid mehr am Leibe. Junge, was will aus uns noch werden?"

„Der Onkel", warf der Angeredete oberflächlich hin, „hat uns ja aus aller Not gerissen und reich gemacht, wenn — wir nämlich das Drittel seines Mammons bekommen."

„Oskar!“ sagte seine Mutter mit erschreckendem Nachdruck, „wir müssen — wir müssen das Geld haben, und wenn es uns — den Himmel kostet. Oder wir gehen zu Grunde, und thäten besser, wenn wir — unsern Hals abschnitten oder uns eine Kugel durch den Kopf jagten.“

Solche Schauerreden war der Sohn aus dem Munde seiner Mutter längst zu hören gewohnt, darum fochten sie ihn jetzt sehr wenig an.

„Oskar, ich will dir etwas sagen,“ fuhr sie dann fort. „Ida Fischer muss dein werden, du musst sie an dich ketten.“

Der Jüngling wurde auf einmal ganz aufmerksam und blieb mit fragender Miene vor seiner aufgeregten Mutter stehen, aus deren Augen die helle Verzweiflung glühte. „Du weißt,“ erklärte sie sich, „dass Ida eine Tochter der Rebekka ist und du bist ein Odd-Fellow. Ihr Onkel, der Richter in unserm Prozesse, ist ebenfalls ein Odd-Fellow, und zwar ein ganz wütender, und gehört außerdem, wenn ich nicht irre, noch zu einem halben Dutzend anderer Logen. Er hält ungeheure Stücke auf sein Idchen und thut ihr fast irgend etwas zu Gefallen. Wenn sie dir gehörte und ihren Einfluss bei dem Onkel für uns in die Wagschale würfe — wenn ihr beiden sein Logenvorurteil gegen Otto Sanders, den frommen Erzfeind geheimer Gesellschaften, erregen und für unsere Sache ins Spiel bringen könntet — ich glaube, es würde ein Großes mit dazu beitragen, den Prozess zu unsern Gunsten zu entscheiden.“

„Mutter, du hast Recht!“ rief Oskar hingerissen. „Ein kühner Gedanke, fürwahr! Aber wie ihn ausführen? Ja wie?“

„Du mußt alles aufbieten, hörst du, alles, um Idas Herz zu bestricken, zu bethören, zu fangen, zu umgarnen und so zu fesseln, daß sie sich nicht mehr losmachen kann."

„Aber Otto Sanders ist mir im Wege."

„Den mußt du beseitigen. Und wenn alle Stränge reißen — dann — nun, dann — ladest du sie etwa zu einer Spazierfahrt ein — fährst durch verschiedene Straßen — es giebt ja gewisse Häuser — du verstehst mich — und gewisse Tränke — und — — nun, dann ist sie für immer an dich gekettet und kann sich nicht anders losmachen, als indem sie ihre eigene Schande offenbar macht, und davor wird sie sich hüten. Also vorwärts! Frisch gewagt ist halb gewonnen. Wir haben nichts mehr zu verlieren, aber alles zu gewinnen."

Der Sohn starrte seine Mutter einen Augenblick entsetzt an. Es schien ihn ein Schauder zu überlaufen vor dem schwarzen Abgrund der Verzweiflung, der in ihrem Herzen sich vor seinen Blicken aufthat. Allein sein Gewissen war schon längst ein sehr schwächliches, und der Preis, der ihm winkte, ein zu verlockender. Dazu kam die Begierde, seinen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen und sich an ihm zu rächen. Und so dauerte es nicht lange, bis er in den höllischen Plan seiner Mutter willigte. Noch diesen Abend eilte er nach Fischers Hause, um vorgeblich seine Schwester abzuholen, in Wahrheit aber um einen neuen Sturm auf das Herz der schönen Organistin zu laufen. Und so war er auch an den folgenden Tagen daselbst ein häufiger Besucher und bot alle Künste auf, das edle Wild in seinem Netze zu fangen. Er erhielt endlich auch wirklich von Ida die Einwilli-

gung zu einer Spazierfahrt an einem der folgenden Nachmittage.

Mittlerweile wurde die Erbitterung der Herzen zwischen den Verwandten um die Hunderttausende des verstorbenen Sanders immer größer und unversöhnlicher. Otto wurde immer entschiedener in seinem Vorsatz, auf seinem Rechte zu bestehen und sich bis zum äußersten für sein, wie er es ansah, rechtmäßiges Besitztum zu wehren, und nahm zu dem Zwecke einen tüchtigen Rechtsgelehrten zum Beistand und suchte Zeugen, so viele er auftreiben konnte. Seine Tanten aber nahmen nicht minder tüchtige Advokaten an, indem sie ihnen den zehnten Teil von allem, das sie gewinnen würden, versprachen, suchten sich Zeugen und beschworene Aussagen zu verschaffen und den Einfluss der Loge zu ihrem Vorteil auszubeuten. Der Prozeß war auf Samstag Morgen, den 1. Juni angesetzt: und dem entscheidungsvollen Tage schlugen nun alle Herzen mit ängstlicher Erwartung entgegen. Dieser Tag sollte aber eine ganz andere Entscheidung bringen, als sie ahnten, und zwar von einem Richter, der kein Odd-Fellow ist.

So war bereits der Abend vor Himmelfahrt herangekommen, Mittwoch, 29. Mai. Otto Sanders stand um 6 Uhr abends, als seine Arbeiter und Ladendiener bereits Feierabend gemacht, mit seinem Freunde Dan noch in seinem Geschäfte und wollte eben für die Nacht abschließen. Da der Himmel voll trüber Wolken hing, wurde es früh dunkel. Sie waren noch in eifrigem Gespräch über Ottos Onkel Schumann begriffen, der jetzt im Stadtgefängnis saß und seinem Verhör wegen der Anklage, seinen Schwager Sanders durch einen Schlag auf den Schädel getötet zu haben, entgegen harrte. Otto konnte sich noch immer nicht von

seinem Erstaunen erholen, dass sein Onkel Schumann die Schandthat vollbracht haben sollte. Doch Daniel wies ihn darauf hin, dass der gottesleugnerische Turner schon längst einen giftigen Hass gegen seinen Vater genährt habe.

In diesem Augenblick kam die rotwangige Schwester Daniels, Kittie Peyton, eiligst daher gesprungen und sagte schelmisch lachend: „O Herr Sanders! ich komme grade von der Südseite, und da sah ich ein Buggy vor Schäfers Saloon halten und einen jungen Mann aussteigen. Der junge Mann war Oskar Wilder und in dem geschlossenen Buggy saß Fräulein Ida Fischer."

Otto schrak zusammen, und Daniel blickte ihn fragend an.

„Bist du gewiss," fragte Sanders die jugendliche Botin, „dass es Oskar und Ida waren, ganz gewiss?"

„Ja, ganz gewiss."

„Dann muss ich doch mit eigenen Augen zusehen!" Mit diesen Worten schloss Otto hastig die Thür seines Geschäftes, ließ seinen vor Verwunderung schweigenden Freund und Kittie stehen und eilte davon. Er lief nach Zimmermanns Leihstall, ohne eigentlich recht klar zu wissen, was er wollte und warum er es wollte, ließ sich so geschwind als möglich ein Buggy geben und jagte fort nach der Südseite, nach Schäfers Saloon. Als er bis auf einen halben Block in die Nähe desselben gekommen war, hielt er an. Dort stand richtig noch ein leichtes Fuhrwerk vor dem Trinklokale, und eben sah er, wie ein junger Mann, den er sofort an Kleidung und Bewegung als seinen Vetter Oskar erkannte, ein leeres Glas, das eine Hand aus dem Buggy ihm hinreichte, in Empfang nahm, in die Wirtsstube trug und sogleich zurückkehrte. Beim Einsteigen warf derselbe einen

Blick nach hinten und schien einen Augenblick das in der Ferne haltende Buggy aufmerksam zu betrachten, dann sprang er geschwind hinein und fuhr in raschem Trabe fort. Otto fuhr sogleich hinter ihm her und trieb sein Pferd bald schnell, bald langsam, genau wie das Buggy vor ihm sich bewegte. Er blieb immer in gleicher Entfernung hinter demselben, doch immer nahe genug, dass er sehen konnte, wo es blieb und was geschah. Nachdem diese wunderliche Jagd durch mehre Straßen hin und her, kreuz und quer etwa eine halbe Stunde lang fortgeführt worden, schien das erste Buggy es müde zu werden. Es bog in Somerset-Straße ein und hielt vor Fischers Hause an. Otto hielt in der Franklin-Straße still, von wo er genau sehen konnte, was vor der Wohnung seiner Verehrten vorging. Und als er wahrgenommen, dass Oskar herausgestiegen, Fräulein Ida auf den Seitenweg herabgehoben, an die Thür geleitet und dann mit einem forschenden Blick nach rückwärts fortgefahren war, fuhr er selbst mit erleichtertem Herzen wieder weiter und brachte sein Pferd zum Leihstall zurück.

Achtes Kapitel.

Zu den Bergen!

Der folgende Tag war der Tag der Himmelfahrt unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. In Johnstown wusste man nur wenig von einer kirchlichen Feier dieses Tages. In der Zionskirche jedoch hatte vormittags Gottesdienst stattgefunden; aber da es regnerisches Wetter war, so hatten sich nur sehr wenige Zuhörer, meistens Weiber, eingefunden. Pastor Lichtenberg hatte nichtsdestoweniger eine gewaltige Predigt von der Thronbesteigung unsers himmli-

schen Gnadenkönigs gethan, und mit siegreicher Freudigkeit gerühmt, dass Jesus Christus, der gekreuzigte, der König aller Könige ist und die Nationen des Erdkreises in seiner allmächtigen Hand hat, dass er seine Kirche mächtig schirmt und regiert und über die feindliche Welt seine Strafgerichte hinausführen kann und wird, dass er aber auch noch heute alle Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, um sie zu erquicken. Diese Predigt hatte einen tiefen Eindruck auf Otto gemacht und ihm den ganzen Nachmittag viel zu denken gegeben.

Als der Abend herankam, saß Ida Fischer bei ihrer Mutter zu Hause. Sie war noch immer bis in den Grund ihrer Seele bewegt über das, was sie gestern Abend erlebt, und in der vergangenen Nacht hatten arge Traumbilder ihren Geist sehr beunruhigt. Sie war heute nicht im Stande gewesen, ihre gewohnten Unterrichtsstunden in Musik zu erteilen. Sie war soeben mit der Abräumung des Abendtisches fertig geworden, an welchem es ihr sehr wenig hatte schmecken wollen. Zu ihrer Mutter sich gesellend, rief sie aus: „Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Oskar Wilder und Otto Sanders! Mutter, ich habe es dir gar nicht alles gesagt und mag es auch nicht alles sagen, wie verdächtig, wie unzüchtig, wie frech der junge Wilder sich gestern bei der Spazierfahrt gegen mich benahm. Hätte ich das ahnen können, nichts in der weiten Welt hätte mich bewogen, mich auch nur fünf Minuten mit ihm in ein Buggy zu setzen. Bei Schäfers Saloon hielt er an und nötigte mich so lange, bis ich ein Glas Bier, das er herausholte, annahm, und kaum hatte ich es getrunken, da regten sich eigentümliche Gefühle in mir, es wurde mir sonderbar zu Mute, zu Zeiten wurde mir schwindlig und nur mit Anstrengung aller Kräfte

meiner Seele gelang es mir, meine Geistesgegenwart zu behalten. Er schlang seinen Arm um mich und suchte sich andere Frechheiten herauszunehmen, und hätte er nicht immer in raschem Trabe darauf losgefahren, ich wäre aus dem Buggy gesprungen. So jagte er durch wer weiß wie viele Straßen mit mir. Er schien ein bestimmtes Ziel zu verfolgen und doch nicht zu wagen, grade darauf loszugehen. Denn er sah sich sehr oft um und schien dann jedesmal ärgerlich und ängstlich zu werden. Da schaute ich mich auch einmal um, und nun war mir das Rätsel gelöst. Otto Sanders nämlich jagte in einem Buggy hinter uns her, und ich merkte bald, dass er sich immer in gleicher Entfernung hinter uns hielt. Oskar sagte mir davon kein Wort, doch ich wusste Bescheid und fühlte mich geborgen. Endlich verlangte ich entschieden, er solle mich nach Hause bringen, und wie dankte ich Gott, als ich diesem unheimlichen Menschen entronnen war! Ich kann mich noch jetzt nicht des Gedankens erwehren, dass er etwas sehr Übles im Sinne hatte. Denn er fuhr trotz meiner Bitten mehrmals nach der Häuserreihe, die in der ganzen Stadt keinen guten Namen hat, und schien anhalten zu wollen, wäre nicht mein schweigender Schutzgeist immer hinter uns gewesen. Nein, Oskar Wilder und ich sind hinfort geschiedene Leute!" Sie sagte die letzten Worte mit großem Nachdruck.

„Es ist gut," sagte Witwe Fischer mit Befriedigung, „dass meine Tochter endlich anfängt, mit den Augen ihrer Mutter zu sehen. Du verdankst jetzt dem treuen Otto Sanders wahrscheinlich unendlich mehr, als du dir träumen lässest."

„Ja," gab die Tochter innig zur Antwort, „ich sehe ein, er ist ein edler Mensch, ein wahrer Ritter, ein Mann

und ein Held. Mutter," setzte sie nach einer Pause lebhaft hinzu, indes ihr Auge glänzte und ihre Wange roter wurde, „wenn er mich fragt — sage ich nicht nein. Ich werde die Seine. Was meinst du dazu?"

„Kind, ich würde Gott im Himmel mit Thränen danken."

„Wenn er nur sein thörichtes Vorurteil gegen die Geheimen Gesellschaften ablegen wollte!" wünschte Ida. „Wenn er nur auch ein Odd-Fellow werden wollte, wie mein seliger Vater und hunderttausend andere Christen, die doch auch ein Gewissen haben! Wenn er das nicht würde, könnte ich keine Rebekka bleiben. Nur die Weiber von Gliedern der Odd-Fellow-Loge haben dieses Vorrecht."

„Du mit deinem albernen Logen-Firlefanz! Geh mir doch!" sagte die Mutter unwillig.

„Nun," lenkte die Jungfrau ein, „Odd-Fellow oder nicht, wenn er mich will, werde ich sein. Aber auf den Zahn fühlen muss ich ihm doch — "

Es klingelte. Der Ankömmling war Otto. Ida wurde bei seinem Anblick so verlegen, dass sie ihn kaum begrüßen konnte, als fürchte sie, dass er ihre letzten Reden gehört haben könne. Doch es dauerte nicht lange, so war sie ihrer Gefühle und Worte völlig wieder mächtig, und durch ihr freundliches Entgegenkommen und die herzliche Gesprächigkeit ihrer Mutter fühlte sich der junge Mann bald ganz wie daheim. Sie unterhielten sich eine Zeit lang über gleichgültige Dinge. Dann erkundigte sich Frau Fischer nach dem Stande seines Prozesses.

Ida konnte im Laufe dieses Gespräches nicht unterlassen, einzuschalten: „Gehörten Sie zu den Odd-Fellows, Herr Sanders, wie mein Onkel, der Richter, ich bin gewiss,

es würde Sie ein gutes Stück Ihrem Ziele näher bringen."

Otto sah sie schweigend an. Die immer wiederholte Versuchung aus dem schönen, immer heißer geliebten Munde drohte ihm gefährlich zu werden. Sein Herz wurde wärmer und offener. Er wagte, was ihm auf der Zunge geschwebt, auszusprechen, nämlich die Frage, wie ihr die Spazierfahrt mit seinem Vetter Oskar gestern Abend gefallen habe? Jetzt aber machten sich die Dankgefühle sowohl der Mutter als der Tochter Luft in einer Weise, daß der Jüngling ganz überrascht und beschämt war, und Ida erzählte ihm treuherzig und mit zartem Schamgefühl, wie Oskar Wilder sich benommen, was er für Absichten zu haben schien und wofür sie ihn jetzt halte. Auch werde sie es Otto nie vergessen können, wie ritterlich er sie beschützt und vor drohendem Verderben gerettet habe.

Otto, dessen Herz jetzt in einem Meer von Gefühlen schwamm, platzte heraus: „O daß ich Sie mein Leben lang so schützen dürfte!" Er sprang auf von seinem Stuhl, reichte mit glühendem Angesicht der schönen Jungfrau seine Rechte hin und sagte: „Wollen Sie mir nicht die Freude vergönnen, daß ich Leib und Leben für Sie einsetzen dürfe? Ida Fischer, wollen Sie nicht die Meine werden?"

In Ida's Angesicht leuchtete die helle Freude auf. Aber sie hielt noch zurück und sagte: „Wollen Sie nicht mir die Freude gönnen, ein Odd-Fellow zu werden?"

In Ottos Gesichtszügen arbeitete es gewaltig. Der Rausch seiner Gefühle übertäubte die ruhige Überlegung so sehr, daß er mit Heftigkeit sagte: „Ja, Ida, wenn's denn nicht anders sein kann; ja, ich will's um deinetwillen thun. Gleich morgen Abend will ich meinen Namen in der Cambria-Loge, die aus Deutschen besteht, zur Aufnahme vor-

schlagen lassen. Hier ist meine Hand darauf! Und nun schlage ein und werde die Meine!"

Die Jungfrau stand auf und schlug ein, die Mutter legte ihre Hände segnend auf die Häupter des jungen Paares und ein Kuss unter Thränen der Freude besiegelte die gegenseitige Hingabe. Die Bewegung der Herzen war so groß, dass alle drei nichts sagen konnten und die Frauen einige Minuten lang laut weinten. Nur Eddie, der sich bis jetzt mit seinem Hunde Cäsar beschäftigt hatte, brach in ein helles Freudengelächter aus. Ach, wie kurz sollte ihr Glück sein! Nicht einmal vier und zwanzig Stunden lang!

Otto sprang plötzlich auf, nahm seinen Hut und sagte: „Entschuldigt mich auf einige Minuten; ich werde gleich wieder hier sein!"

Damit eilte er in dem stärker werdenden Regen fort. In einer Viertelstunde war er, halbdurchnässt, wieder da. Er hatte einen Verlobungsring im Werte von ein tausend Dollars aus seinem Juwelenladen geholt und steckte ihn jetzt seiner beschämten Braut an die Hand. Sie wusste vor Erstaunen kaum, was sie mit solcher funkelnden Pracht anfangen sollte, und das Herz der Mutter schwoll in stolzer Freude. In diesen Stunden gab es wohl auf dem ganzen Erdenrund keine glücklichere Menschen, als die vier, die in dem einfachen Bretterhäuschen an Somerset-Straße bei einander waren. Erst als die Mitternachtsstunde von dem Turm der englisch-lutherischen Kirche schlug, riss Otto sich los, um nach Hause zu gehen. Als er auf die Straße hinaus trat, die von elektrischem Licht gespenstisch erleuchtet wurde, goss der Regen ohne Unterbrechung in Strömen herunter, und als er in seinem Hause, das nur dritthalb Block entfernt war, ankam, rann ihm trotz des Schirmes, den ihm Ida mitgegeben, das

Wasser von allen Gliedern. Nachdem er noch lange voll süßer Erinnerung der eben verlebten Stunden in seinem Schlafzimmer gesessen oder auch vor großer Erregung seiner Empfindungen hin und her gegangen, begab er sich, während die Regengüsse unablässig auf die Dächer plätscherten, zu Bette. Allein kein Schlaf wollte seinem Kissen nahen. Im Gegenteil, sein Blut wurde immer aufgeregter, je mehr er aus dem Gefühlsrausche, in welchem er geschwelgt, aufwachte. Denn jetzt stellte sich Meister Reuling ein. Sein Gewissen fing an, ihn darüber zur Rede zu stellen, dass er Ida versprochen, sich der Geheimen Gesellschaft anschließen zu wollen. Seine Gedanken begannen, sich immer heftiger unter einander zu verklagen oder zu entschuldigen. Seine innere Unruhe wurde so groß, dass er nicht mehr im Bette bleiben konnte. Er sprang auf, kleidete sich notdürftig wieder an und stürmte in die dunkle Nacht hinaus, um sich abzukühlen. Allein die Wassermasse, die noch immer hernieder rauschte, durchnässte ihn in wenigen Minuten so sehr, dass er sich wider Willen ins Haus zurückgetrieben sah. Wiederum legte er sich zu Bette und suchte Ruhe. Er flehte in der Angst seiner Seele zu Gott, er möge ihm vergeben, wenn er heute Abend unrecht gethan habe, und ihn erleuchten und leiten, dass er auf Gottes Wegen bleibe. Dann befahl er sich und seine Braut mit Leib und Seele in Gottes schützende Hand. Endlich gegen Morgen sank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst spät erwachte.

Als er gegen neun Uhr aufstand, die schweren Damastvorhänge auseinander schob, das Fenster öffnete und hinausschaute, war er nicht wenig erstaunt zu sehen, wie hoch das Wasser infolge des noch immer unaufhörlich fallenden Regens, der sich seit mehr als vier und zwanzig Stunden

über das ganze Conemaugh-Thal ergossen, schon in den Straßen floss, und mit welcher Schwierigkeit die Leute auf den Seitenwegen durch die Fluten wateten. Als er die Straße entlang schaute, sah er, wie bei einigen Häusern die Leute schon damit beschäftigt waren, Betten und andere Möbel aus den unteren Stockwerken herauszuschaffen, um sie in das zweite oder auch nach einem Nachbarhause zu tragen. Es wurde ihm ahnungsvoll und bedenklich dabei zu Mute. Er kleidete sich an, aß sein Morgenbrot, das schon lange auf ihn gewartet hatte, und begab sich dann in sein Geschäft. Trotzdem er öfter fast bis ans Knie ins Wasser geriet und, bei seinem Geschäftshause ankommend, seine Arbeiter damit beschäftigt fand, die eindringenden schmutzigen Fluten hinaus zu fegen und abzuhalten, waren doch seine Gedanken immer wieder bei dem, was er gestern Abend empfunden und versprochen, bei seinen Erlebnissen und Aussichten.

Von allen Bergen des Conemaugh-Thals plätscherten in tausend Rinnsalen die Wassergüsse und schwemmten bereits Blöcke und Bretter von weiter oben liegenden Sägemühlen in die Schluchten und Ebenen hinab. Der Conemaugh Creek und der Stony Creek waren beide schon zu vorher nie gesehener Höhe angeschwollen und überströmten ihre Ufer weit und breit, dass Hunderte von Kellern und niedrig stehenden Häusern schon so voll Wasser wurden, dass die Einwohner weichen mussten, und viele Waren verdarben. Manche Seelen wurden voll Furcht und begannen in Erwartung schrecklicher Dinge ihre Wertsachen zusammen zu raffen und sich nach höher gelegenen Orten zurück zu ziehen. Dafür wurden sie aber von vielen andern ausgelacht, die ihnen, als der Regen gegen Mittag nachließ, vorhielten, wie

oft man schon ähnliche Fluten in Johnstown erlebt habe, die sich alle, ohne großen Schaden anzurichten, wieder verlaufen hätten, und so würden auch diese Wasser bald wieder versiegen.

So war der Nachmittag herangekommen. Obgleich der Regen jetzt fast ganz aufhörte, waren die Wasser in den beiden sonst sehr harmlosen Bächen, die jetzt aber zu wilden Strömen angeschwollen, immer noch im Steigen.

Zwischen vier und fünf Uhr fuhr Daniel Peyton mit dem Geschäftswagen seines Herrn durch Woodvale nach Conemaugh City, um einige verkaufte Waren dort abzuliefern. Er mußte vorsichtig fahren, da das Wasser alles so sehr verdeckte, daß er an manchen Plätzen kleine Brücken und Gräben gar nicht mehr erkennen konnte. Während er in Conemaugh ablud, ließ sich aus der Ferne ein dumpfes Rauschen hören, dem aber niemand weitere Beachtung schenkte.

Auf den hochliegenden Geleisen der Pennsylvania-Bahn, die am Fuße der Berge sich hinwindet, standen drei Personenzüge, die schon etliche Stunden hier angehalten wurden, weil weiter oben im Gebirge mehre Brücken weggeschwemmt waren. Die Reisenden vertrieben sich die Zeit teils in den Palastwagen, teils gingen sie draußen umher, oder betrachteten sich die immer höher steigenden Fluten, die im Conemaugh Creek wild dahin schossen.

Bald wurde jedoch alles übertönt durch das Rasseln eines kommenden Eisenbahnzuges; aber man konnte ihn noch nicht sehen, weil die Bahn eine kurze Strecke weiter oben eine starke Biegung um den Fuß des Berges macht.

Es war der Telegraphist in Conemaugh, dem Daniel die bestellten Waren gebracht. Als er abgeladen hatte und

wieder aufsteigen wollte, um zurück zu kehren, reichte derselbe ihm lachend eine Depesche hin und sagte: „Sehen Sie mal, welch alberne Neuigkeit ich vor beinahe zwei Stunden erhalten habe!"

Als Daniel einen Blick darauf geworfen, wurde er kreidebleich: Er las: „Der Damm bricht! Die Flut kommt! Rettet euch!" Der junge Mann starrte den leichtfertig Lachenden einen Augenblick sprachlos an. Dann rief er entsetzt aus: „Um Gottes willen! Vor zwei Stunden haben Sie diese Depesche erhalten? Und Sie haben sie nicht bekannt gemacht? Sind Sie bei Sinnen, Mann?"

„Ach was!" meinte der Telegraphenmann, dem jetzt doch auch das Lachen vergehen wollte. „Den Jux hat man sich ja schon wer weiß wie oft gemacht. Man hätte mich ja zum Narren gehabt, wenn ich das im Ernste hier und in Woodvale und in Johnstown bekannt gemacht hätte. Den ganzen Tag hat man ja schon allerlei tolle Gerüchte ausgesprengt. Sollte der Damm brechen? Bah, Dummheit!"

Jetzt kam das Rädergerassel des Bahnzuges, der unaufhörlich schrille Pfiffe ausstieß und dessen Glocke mit Macht gerissen wurde, donnernd in die Nähe. Dort bog er um den Berg und kam plötzlich allen in Sicht. Es war bloß eine Lokomotive mit etlichen Gravel-Cars, die in rasender Geschwindigkeit dahersauste, als würde sie von Feinden aus der Hölle verfolgt. Und da bot sich den Augen ein Anblick dar, der den beiden Männern, wie auch den Reisenden in den wartenden Zügen, das Blut in den Adern gefrieren machte, so dass jetzt auch der leichtsinnige Telegraphist leichenblass wurde. Dort kam, die letzten Cars des fliehenden Zuges bereits umschäumend, ein ungeheurer Wasserschwall wie ein

wälzender Berg dahergerauscht, der das ganze Flussbett und Thal füllte und von Bergseite bis zu Bergseite reichte. In der Mitte war die Flut, die fast wie eine senkrechte Wand in die Höhe ragte, gegen vierzig Fuß hoch, an den Seiten niedriger. Bäume, Häuser, Felsblöcke und was ihr in den Weg kam, das riss sie aus, stürzte sie um, wälzte sie mit sich fort wie Kork und Federn. Der aufsteigende Gischt breitete sich wie eine Wolke aus.

Einen Augenblick standen die Leute, die jetzt das kommende Unheil gewahr wurden, wie angewurzelt da. Daniel war der erste, der durch den Donner der Gewässer aus seiner Schreckerstarrung aufwachte. Er sprang zu seinem Pferde, löste im Nu die Stränge vom Wagen, schwang sich auf den Rücken des Tieres, riss es herum, peitschte es zum raschesten Laufe und schrie: „Die Flut! Die Flut! Rettet euch! Rettet euch! Zu den Bergen!“

Schreiend stürzten jetzt Männer, Weiber und Kinder aus den haltenden Eisenbahnwagen und den Häusern des Städtchens und sprangen die Anhöhe hinan. Da die Geleise hoch lagen und das Thal sich hier durch die vorhin genannte Biegung ausweitet, so wurden die Züge nicht von der vollen Gewalt des Wasserschwalls getroffen. Nur von dem einen wurden etliche Wagen umgeworfen und von dem andern die Lokomotive von den Schienen gerissen; die Reisenden aber retteten sich fast alle. Die Häuser von Conemaugh jedoch wurden mit solchem Anprall gegen einander geworfen, dass sie zerbrachen wie Eierschalen und kaum ein einziges auf seinem Platze blieb.

Daniel jagte die Straße durch Woodvale nach Johnstown zurück, der Flut vorauf. Kot und Wasser flogen haushoch. Bald bedeckte der Schaum sein Pferd. Seinen Hut

verlor er und sein Haar flatterte wild in den Lüften. Sein Pferd trat auf einige Riemen des nachschleifenden Geschirrs und hätte ihn samt dem Geschirr fast herunter gerissen. Er jagte, als er Johnstown erreichte, durch die Railroad-Straße, die Adams-Straße, die Main-Straße und mehre andere. „Zu den Bergen! Zu den Bergen! Der Damm ist gebrochen! Rettet euch!" So rief er unablässig, bis er heiser wurde. Schon hatte sich der riesenhafte Wasserberg über Woodvale daher gewälzt. Das ganze Städtchen wurde vollständig weggefegt. Die Häuser flogen in die Höhe und tanzten wie Betrunkene auf dem Rücken des rasenden Elementes, bis sie zerbarsten und ihren Inhalt an Menschen und Gütern in die Tiefe verschütteten. Das große Roundhouse zwischen Woodvale und Johnstown war voll hämmernder, kohlengeschwärzter und schwitzender Arbeiter, und nicht weniger als sieben und zwanzig Lokomotiven standen im Kreise umher. Aber mit solcher unglaublichen Gewalt fuhr die Flut daher, dass das ganze Roundhouse wie ein Ameisenhaufen fortgespült, die sieben und zwanzig Lokomotiven teilweise bis nach Johnstown hinunter gewaschen, gegen mächtige Gebäude und wider einander geschleudert und größtenteils zertrümmert wurden. Schon drangen die todbringenden Wellen von Nordosten her in Johnstown ein. Schon wurden die Bergseiten schwarz von flüchtenden Menschen und Tieren. Die deutschkatholische Kirche wurde arg beschädigt, die lutherische Zions-Kirche, welche gleich darauf an die Reihe kam, wurde mit Altar, Orgel und allem, was darinnen war, samt dem daneben stehenden Schul- und Pfarrhaus in einen unförmlichen Haufen von Backsteinen, Mörtel und Trümmern verwandelt und teilweise weggeschwemmt.

Daniel Peyton sprang in heldenmütiger Todesverachtung noch hin und her durch die Straßen immer weiter nach Süden, um seine Mitbürger vor dem hereinbrechenden Unheil zu warnen. Er wiederholte immer seinen Schreckensruf: „Die Flut kommt! Rettet euch! Zu den Bergen!" Viele hielten ihn für einen Wahnsinnigen und verlachten zuerst seine Warnung. Mutwillige Knaben bewarfen ihn und sein schäumendes Roß mit Kot. Doch wenige Minuten später kamen die gewaltigen Wogen im unwiderstehlichen Anprall herangebraust. Mit ungeheurer Schnelligkeit fuhr der tobende Wasserberg dahin. Ein tausendfältiger Schrei des Entsetzens stieg aus der Stadt empor. Die ganze Luft hallte und dröhnte von dem betäubenden Krachen stürzender Hotels, platzender Häuser und zusammenbrechender Kirchtürme, wie auch von den Angstrufen ertrinkender Menschen und Tiere. Fort sprengte der Reiter auf keuchendem Rosse. Doch die Wogen waren schneller. Grade als er über die neue eiserne Brücke an der Franklin-Straße jagte, um den gefährdeten Bewohnern auf dem südlichen Ufer des schon brausenden Stony Creek die Schreckensbotschaft zu bringen, überholten ihn die alles verschlingenden Gewässer, und Roß und Reiter verschwanden mit der zusammenbrechenden Brücke in den wilden Fluten.

Neuntes Kapitel.

Fluten.

Während der edelmütige Daniel Peyton gleich einer gespensterhaften Erscheinung in sausendem Galopp durch die Straßen der Stadt sprengte und sein eigenes Leben in die Schanze schlug, um seine Mitmenschen retten zu helfen, tobte

der Turner Schumann in seiner Zelle im Stadtgefängnis wie außer sich umher. Er war als des Mordes, der an Herrn Sanders verübt worden war, dringend verdächtig eingesetzt worden und harrte jetzt der gerichtlichen Untersuchung, die eben so, wie der Prozeß Ottos gegen seine Tanten, morgen, am 1. Juni, ihren Anfang nehmen sollte. Das Gewissen des Sünders war schrecklich aufgewacht, und da er in den Tagen seines Glückes und seiner Freiheit um seinen Heiland und dessen Wort sich nicht gekümmert, so hatte er jetzt weder Rat noch Trost, er wußte nicht aus noch ein. Sein gemordeter Schwager, wie er mit gebrochenem Schädel, von Blut überströmt, auf dem grünen Rasen lag, das war das schauerliche Bild, welches er vor seinen Augen nicht verbannen konnte. Als er jetzt durch das Eisengitter den schrecklichen Reiter auf schaumbedecktem Pferde vorüber sausen sah und seinen heiseren Schrei: „Die Flut! Die Flut!“ hörte, auch das Rauschen der kommenden Gewässer, die er nicht sehen konnte, vernahm, da fuhr es dem armen Menschen wie ein schneidendes Messer durch Mark und Bein. Er glaubte, der Bote des Todes komme, um ihn wegen seiner Missethat vor den ewigen Richter zu holen. Verzweifelt riß er sein Taschenmesser heraus und durchschnitt mit einem schnellen Ruck die Adern an seinem linken Arm. Sein Blut spritzte und floß auf den steinernen Boden hin. In wenigen Augenblicken aber wälzte sich die Flut heran und begrub den Selbstmörder unter den Trümmern seines Gefängnisses.

Otto Sanders stand gerade in seinem Geschäfte vor dem Fenster und sah auf die Straße hinaus, als sein Freund auf seinem Todesritte vorbei sprengte und seine schauerliche

Warnung ausrief. Augenblicklich stand das Ungeheuere des kommenden Unglücks klar vor seinen Augen, und der nächste Gedanke, der ihm durch den Kopf schoss, war „Ida"! Er wandte sich um und rief seinen Arbeitern zu: „Jungens, die Flut kommt! Flieht zu den Bergen! Lasst Gold und Silber und Juwelen zum Teufel gehen, wenn ihr euer Leben retten wollt! Fort! fort! fort!" Damit riss er die Thür auf und sprang selber davon, so schnell ihn seine Füße tragen wollten. Er rannte über den Stony Creek kurz vorher, ehe sein Freund Daniel ihm zu folgen suchte und in dem zermalmenden Wasserschwall samt der Brücke versank. Glücklich erreichte Otto das Haus seiner Braut. Er fand sie und ihre Mutter daheim, aber Eddie war ausgegangen. In wenigen geschwinden Worten meldete er ihnen das Entsetzliche. Zitternd an allen Gliedern wollten sie aus dem Hause eilen, um südlich nach den Anhöhen zu flüchten; aber die schäumenden Wellen waren schon zu nahe. Sie stiegen zu den beiden Schlafzimmern unter dem Dach hinauf. Kaum hatten sie Zeit, an das Fenster zu eilen, um die heranrollenden Wasser und Trümmermassen zu sehen, als schon die voranschießende Unterschicht der Flut in ihr erstes Stockwerk eindrang, das ganze Haus einen Augenblick hin und her bewegte und dann das ganze mit einem heftigen Ruck und Geknarre empor hob. Als dann im nächsten Augenblick die Hauptwassermasse folgte, hoben die steigenden Wellen das schon schwimmende Gebäude auf ihren Rücken und schwemmten es hinten an Pastor Finks Wohnung vorbei. Diese aber hielt den Fluten stand, und die Familie, die sich in das dritte Stockwerk geflüchtet hatte, war gerettet. Auf der andern Seite der Pfarrwohnung aber stand, wie wir ja wissen, der Skating Rink, in welchem bei dem Konzerte zum Besten der

lutherischen Kirche Otto und Ida ihre Triumphe gefeiert hatten. Dieses große Gebäude vermochte auch dem Anprall des wütenden Elementes nicht zu widerstehen. Fast wäre es von der Macht der Wasser wider die Pfarrwohnung getrieben worden, aber ein Telegraphenpfahl, der an der Ecke stand, hielt den Stoß ab. Jetzt aber kam es der auf und nieder geschaukelten Hütte, in welcher unsere drei Freunde sich befanden und gen Himmel schrieen, in den Weg, die Gewalt der riesigen Sturzwellen schleuderte sie wider einander und das kleinere Gebäude brach in Stücke. Von der Heftigkeit des Stoßes taumelten alle drei Personen zu Boden, auf allen Seiten krachten die Wände auseinander, und die hochaufschäumenden Wogen spülten sie fort. Das Einzige, was Otto, Ida und Witwe Fischer jetzt noch unter sich hatten, ohne dass sie wussten, wie es in dem betäubenden Geräusch und der blitzartigen Geschwindigkeit zugegangen, war der dünne Fußboden des obern Stocks, auf den sie sich geflüchtet. Mutter Fischer saß jetzt gottergeben auf dem Boden, der ihnen nun als Floß diente, und hielt sich an den Brettern fest, um nicht von den Wellen herunter gewaschen zu werden. Ida lag mit durchnässten Kleidern und aufgelöstem Haar auf ihren Knieen und rang ihre Hände im Gebet. Ihre Augen waren gen Himmel gerichtet und Thränen strömten über ihre bleichen Wangen. Was ihr Herz in diesen Augenblicken mit Gott redete, läßt sich eher denken, als beschreiben. Aber der im Himmel wohnt, zählte ihre Thränen und hörte das Flehen ihres geängsteten und zerschlagenen Herzens. Otto stand bald vorne bald hinten, um mit einem losgerissenen Brette ihr wunderliches Floß so zu steuern, dass es nicht von den tausendfach umherfliegenden Trümmern und einfallenden Häusern zerschmettert werde,

sondern einer rettenden Anhöhe immer näher komme. Dabei suchte er den bebenden Frauen nach Kräften Mut einzusprechen.

Die Flut war zuerst dem Strombette des Conemaugh Creek gefolgt und hatte sich nach links über die Stadt ausgebreitet. Als sie dann im Nordwesten der Stadt wider die Pennsylvania Eisenbahnbrücke fuhr, und die ungeheure Steinmasse dieses Baus standhielt, da prallte die Flut teilweise zurück und schoss nun das Strombette des Stony Creek aufwärts bis weit hinter den Grand View zurück. Dann kehrte sie um und fuhr auf der Baltimore und Ohio Bahn dahin mitten durch die Stadt wieder auf die Brücke zu, und so entstand eine dreifache Bewegung der unermesslichen Gewässer, die fast einem riesigen Strudel in ihrer Wirkung gleichkam: der allergrößte Teil der kurz vorher blühenden Stadt wurde niedergeworfen, zerrissen, zertrümmert und hinweggefegt.

Otto und die Seinen trieben rastlos umher. Die Frauen fingen an vor Frost zu zittern; denn sie waren von den Sturzwellen, die von allen Seiten immer wieder über sie hinschlugen, bis auf die Haut durchnässt, und die Abendluft war durch die strömenden Gewässer noch bedeutend kühler geworden.

„O Eddie, Eddie!“ jammerte Mutter Fischer; „wo mag mein Eddie sein?“

Da griff eine Frau, die in den Wellen am Ertrinken war und mit einem Arme ihren Säugling noch über dem Wasser zu halten suchte, mit letzter Anstrengung an ihr Floß und suchte sich in die Höhe zu ziehen, wodurch das Floß sich bedenklich schief nach einer Seite neigte. Was war zu thun? Die Frauen schrieen vor Entsetzen, da sie schon anfingen, abwärts zu gleiten. Ottos Herz blutete,

und er hätte gern die bejammernswerte Mutter mit ihrem Säugling heraufgezogen. Aber dann wären sie alle zum Grunde gesunken. In diesem Augenblick schlugen zwei auf den Wogen schaukelnde Gebäude dicht neben ihnen mit furchtbarem Krachen zusammen und zerbrachen. Ein mächtiger Balken fuhr an der Seite ihres Floßes ins Wasser nieder. Er traf gerade auf die unglückliche Mutter und ihr Kind, und beide versanken in die Tiefe. Durch das Niederschlagen der Wand aber fuhr eine große Welle in die Höhe und so unglücklich über das Floß hinweg, dass Mutter Fischer im Nu herunter gewaschen und unter den treibenden Trümmermassen lautlos begraben war. Ida erstarrte bei diesem Anblick. Als das Floß wieder ins Gleichgewicht zurückfiel, traf es auf der andern Seite einem alten Manne, der gegen die Wellen kämpfte, auf die Beine und brach damit seine letzte Widerstandskraft; auch er verschwand unter den schlammigen Wassern. Otto, dessen Arme vor Schauder erlahmen wollten, mußte mit äußerster Anstrengung arbeiten, um sein gebrechliches Fahrzeug aus dem Bereich dieser Trümmer zu bringen, sollte nicht alles augenblicklich zu Grunde gehen, und so musste er die Mutter seiner Geliebten ihrem nassen Grabe überlassen. Ida aber raffte sich bald heldenmütig wieder auf, befahl ihre Mutter mit strömenden Augen in Gottes Hände und rief ihrem Begleiter ermunternde Worte zu.

Eben steuerte Otto sein Floß mit der ihm so teuren menschlichen Fracht zwischen zwei schwimmenden Gebäuden hindurch und wollte schon erleichtert aufatmen, als ein kleines Brettergebäude in kurzer Entfernung an seinem Floß vorüberschoss. Auf dem flachen Dache desselben kniete ein kleines Mädchen, die Hände auf der Brust gefaltet, die

Augen empor gerichtet und mit heller Stimme das Lied singend: "Rock of Ages, cleft for me":

Ew'ger Fels, für mich zerspellt,
Sei du mir ein Schutzgezelt.
Laſs das Wasser und das Blut,
Deiner offnen Seite Flut,
Meiner Sünden Tilgung sein;
Hilf mir, Herr, und mach mich rein.

Meiner Hände Werk vollbringt
Nicht, was dein Gesetz erzwingt.
Quält mein Eifer sich in Hast,
Fließt mein Auge sonder Rast,
Nichts doch macht von Schuld mich rein;
Du muſst helfen, du allein.

Meine Hand bringt nichts vor dich,
An dein Kreuz nur klammr' ich mich.
Nackt bin ich, gieb mir ein Kleid;
Hülflos, — zeig Barmherzigkeit;
Unrein, — waſche mich, o Born,
Sonst verzehrt mich Tod und Zorn.

Weil mein flücht'ger Atem weht,
Wenn mein Aug' im Tode steht,
Ich nach oben schweb' davon,
Dich erspäh' auf Richters Thron —
Ew'ger Fels, für mich zerspellt,
Dann sei mir ein Schutzgezelt.

Otto stieß einen Schrei aus: er erkannte in dem holden Engelsangesicht der schwimmenden Sängerin seine junge Freundin Kittie Peyton. Das Steuerbrett entsank seinen Händen und er wäre gern über das Wasser zu ihr geflogen, um sie zu retten. Er und Ida schauten gespannt auf sie hin.

und horchten ihrem rührenden Gesang. Da, als sie bei den Worten angekommen war: „Dich erspäh' auf Richters Thron — Ew'ger Fels —" da erfaßte ein mächtiger Schwall ihre Hütte und schleuderte sie mit solcher Gewalt gegen ein noch stehendes Geschäftsgebäude, daß eine Ecke von diesem abgerissen, die Hütte aber völlig zerschmettert wurde, und die schwarze Tiefe die gottergebene Sängerin samt ihrem Liede verschlang. Otto fiel bei diesem Anblick erschüttert auf seine Kniee nieder. Allein er mußte sofort wieder aufspringen, um sein Floß vor heranwälzenden Möbeln und Blöcken zu schützen. Da sah er so recht mitten in der Strömung, die den Stony Creek aufwärts fuhr, ein anderes Haus mit großer Schnelligkeit dahintreiben. „Ida", sagte er hastig, indem er auf dasselbe hinwies, „wer ist das, der dort aus dem obern Fenster heraus schaut und seine Hände auf der Brust faltet? Ist das nicht Pastor Lichtenberg?" Die Braut sah angestrengt hin und sagte dann: „Fürwahr, er ist es. Und sieh, da an dem zweiten Fenster erscheinen auch die Köpfe seiner Gemahlin und Kinder. Gott erbarme sich ihrer!"

„Ja, Gott schütze unsern Seelsorger!" setzte der junge Mann inbrünstig hinzu.

Schon entschwand das Haus ihren Blicken und ritt mit seinen Insassen auf den tückischen Wellen nach dem Sandy-vale-Kirchhof am Fuß des Grand View, wo es zertrümmert wurde und die ganze Familie ihren Untergang fand.

Jetzt erblickte Otto, indem er in der Richtung, wohin die Strömung sie trug, vorausschaute, ein noch stehendes Backsteingebäude, die Alma-Halle der Odd-Fellows, aus dessen oberem Fenster eine Anzahl Männer Stricke herauswarfen und mehre Personen kurz hinter einander aus dem

Wasser emporzogen. Da er bis jetzt umsonst gearbeitet und seine Kräfte fast erschöpft hatte, um sein Floß irgendwo den Bergseiten nahe zu bringen, so blitzte eine kleine Hoffnung in ihm auf, dass vielleicht diese Männer mit ihrem Seil ihnen helfen könnten, dem Tode zu entrinnen. Er rief und winkte, und sie schienen alsbald seine Absicht zu verstehen. Dann überließ er sein Floß der Strömung, welche sie in grader Richtung nach ihrem Ziele trug, zog die bebende Jungfrau zu sich und wies sie an, wie sie mit beiden Armen seinen Leib umschlingen und mit Anstrengung aller Kräfte sich anklammern sollte; es gälte jetzt auf Tod oder Leben. Ida that, wie Otto gezeigt. Sie drückte einen heißen Kuss auf Ottos nasse Wange und sagte mit zitternder Stimme: „Otto, mein bester Otto! Mein lieber, lieber Bräutigam! Gott vergelte Dir in Ewigkeit, was Du an uns armen Leuten thust! Ist es Gottes Wille, dass wir jetzt scheiden und sterben sollen, so lebe wohl! lebe wohl! lebe wohl!" Otto konnte vor tiefer Bewegung seiner Seele nur erwidern: „Mut, meine Braut! Mut! Mut! Gott im Himmel lebt noch!"

Je näher sie aber jetzt dem Seile kamen, desto reißender wurde die Strömung. Otto stellte sich zurecht. Der Strick wurde hergeworfen. Er hob die Hände auf, und im Augenblick, als sie unter das rettende Seil fuhren, rief er seiner Braut noch ein letztes Mal zu: „Halte fest!" und griff mit Riesenkraft nach dem Stricke. Allein mit solcher Schnelligkeit schoss jetzt ihr Floß mit ihnen vorwärts und so heftig war der Ruck, dass die abgemattete Jungfrau sich nicht an Otto festhalten konnte, sondern große Fetzen seiner Kleidung mitnehmend, von ihm abgerissen wurde und hinter dem jetzt erleichtert dahinfliegenden Floß in die Wellen sank. Als

Otto dies sah, ließ er das Seil, an welchem man ihn schon empor zu ziehen begann, los und fiel ebenfalls ins Wasser. Da er ein geübter Schwimmer war, so hoffte er noch jetzt seine Geliebte retten zu können. Allein bei der heftigen Strömung, die hier wütete, tauchte ihr braunes Haupt mit aufgelösten Locken nur in weiter Entfernung von ihm wieder auf, und ehe er dahin schießen und sie ergreifen konnte, war sie schon wieder unter dem schäumenden Gewoge verschwunden. Er ließ sich lange Zeit von den Wellen umherwerfen, in seinem Herzen zu Gott schreiend und wachsam nach allen Seiten schauend, ob das geliebte Haupt nicht noch einmal ans Licht kommen werde. Als seine Hoffnung unerfüllt blieb und die Dunkelheit des Abends ein weiteres Suchen jetzt unmöglich machte, gelang es ihm, auf den vorbeiflutenden Leichnam eines Pferdes zu klettern. Seine Seele war zum Tode matt, und wäre er nicht ein Christ gewesen, er hätte sich verzweifelt wieder in die Wellen fallen lassen, um zu sterben; denn alle, die sein Herz innig lieb gehabt, waren jetzt ja von dem grausen Verderben verschlungen. Er war sich bewusst, dass er nach Gottes Willen kein Recht hatte, sein Leben freiwillig wegzuwerfen, wenn er nicht in Gottes Regiment greifen und einen Frevel begehen wollte. In diesen schauerlichen, entscheidenden Stunden hatte sich sein Herz von dieser Welt und ihren Gütern, an denen es noch sehr fest gehangen, gelöst. Er stellte seine Seele für Zeit und Ewigkeit, den Leib und das Leben und alles in Gottes Hände und gelobte, wenn Gott sein Leben jetzt retten werde, es im Dienste anderer aufzuopfern.

So klammerte er sich denn mit aller Kraft, die ihm noch geblieben, an sein totes Reittier an. Es wurde von den Wogen bald vorwärts bald rückwärts, bald rechts bald

links geworfen. Manchmal trieb es unter mehren menschlichen Leichnamen um die Wette auf den Wassern dahin. Hier fuhr es gegen ein schaukelndes Haus, auf dessen Dache Männer, Weiber und Kinder um Rettung schrieen und beteten oder fluchten; dort wollte es mit seinen steifen Beinen in den Ästen eines Baumes hangen bleiben. Auf einmal erfaßte eine Strömung das Pferd mit seinem triefenden Reiter und trug es rasch dem Berge auf der Westseite der Stadt zu. Als Otto in der Dunkelheit das Land gewahr wurde und bis auf etliche Schritte demselben nahe geschwemmt war, die Wellen aber jetzt plötzlich drohten, sein fleischernes Schiff wieder zurück zu spülen, warf er sich herunter und schwamm ans Ufer.

In diesem Augenblick stieg ein ungeheures Angstgeheul wie aus tausend Kehlen gegen den nächtlichen Himmel auf, als wäre ein zweites noch entsetzlicheres Verderben hereingebrochen. Otto wandte sich, während er seine strömenden Kleider ausschüttelte, nach der Gegend der Eisenbahnbrücke, woher der Schrei des Entsetzens kam, und da sah er, was seine Seele bis in ihre Tiefe erschütterte. Die Masse von Häusern und Trümmern aller Art, die sich vor der Brücke gestaut, hatte Feuer gefangen, und die aufsteigenden, prasselnden Flammen erleuchteten weit und breit die grauenhafte Verwüstung. —

In derselben Minute, in welcher ihr Gatte im Gefängnis sich beim Nahen der Flut verzweifelt die Adern durchschnitt, wurde auch Frau Schumann in ihrer Wohnung an Morris-Straße das heranbrausende Verderben gewahr. Sie flüchtete sich sofort mit ihren fünf Kindern nach der Dachstube. Den Säugling, der sanft in seiner Wiege schlief, trug sie samt der Schaukel nach oben. Weil ihr Haus aus

kernigem Eichenholz gebaut war und hinter einem großen Steingebäude gegen den ersten und schlimmsten Anprall der Flut geschützt stand, so wurde es nur halb vom Fundamente gerückt und schief gestellt. Das Wasser aber füllte das ganze Haus bis in die Dachstube und nur der höchstgelegene schmale Streifen des Fußbodens in der Dachstube ragte noch aus demselben hervor. Auf diese Stelle hatte sich die geängstete Mutter bei dem Eindringen des Wassers mit ihren Kindern, die weinten und zitterten, geflüchtet. Sie hielt sich jetzt mit einer Hand am Fenstergesims und mit der andern drückte sie ihre zwei kleinsten an sich; die andern hingen an ihren Kleidern, um nicht auf der schiefen, glatten Ebene ins Wasser herunterzugleiten. So konnte sie es unmöglich lange aushalten. Sie schrie durch eine zerschlagene Scheibe hinaus um Hülfe. Aber wo von allen Seiten tausend Angstrufe durch einander tönten, da verhallte auch das herzzerreißende Flehen dieser Mutter und ihrer weinenden Kinder ungehört. Treibende Blöcke, Schränke, zerbrochene Bettstellen, halbzertrümmerte Pianos fuhren auf den schlammigen Wassern daher und donnerten erbarmungslos gegen ihr Haus, dass es bis in seine untersten Fugen schütterte und alle Augenblicke der Gewalt der Wellen zu weichen drohte. Hier zu bleiben, war unausweichlicher Tod. Die entsetzliche Angst, das mächtiger als je aufwachende Schuldbewusstsein und das Jammergeschrei ihrer Kleinen betäubte ihre Sinne. Da kam ihr ein Gedanke: Sie riss das Fenster auf, als grade wieder ein großer Kasten auf sie zutrieb, ergriff ihren Wilhelm, der erst in den letzten Tagen von seinen Masern genesen war, und ihren Adolph, drückte sie brünstig ans Herz und küsste sie mit brennenden Lippen: „Lebt wohl, meine Kinder, lebt wohl!

dies ist eure einzige Hoffnung!" Damit hielt sie den Kasten, als er ans Haus stieß, an, setzte ihre beiden Knaben darein und überließ ihn dann den Wellen. Bald darauf kam ein halbes Schindeldach dahergeschwemmt: „Kommt, Annchen und Röschen, hier ist eure Gelegenheit!" sagte entschlossen die Mutter.

„Mamma," sagte das blondlockige Aennchen, „Du hast uns immer gesagt, dass der liebe Heiland für uns wacht und sorgt. Wird er das jetzt auch thun?"

„Ja, mein Liebling!" gab Frau Schumann zur Antwort, wobei ein Stich des bösen Gewissens durch ihr Herz fuhr.

Die beiden kleinen Mädchen kletterten selbst, während ihre Mutter das schwimmende Dach anhielt, durch das Fenster auf dasselbe hinaus mit der freudigen Zuversicht, dass sie unter dem Schutze ihres Heilandes geborgen seien. Dort schwammen sie hin. Sie winkten ihrer Mutter lebewohl und warfen ihr Küsse zurück. Das war das Letzte, das sie von ihnen sah. Dann war nur noch ihr jüngstes übrig, der Säugling. Er schlief in seiner Wiege, welche seine Mutter an einem Nagel in der Wand festgehängt hatte, mit stillem Frieden, ohne eine Ahnung von dem Ungeheuren, das um ihn her vorging. An seinem Halse hing an einer Schnur von Glasperlen ein Golddollar, auf welchem sein Name „Freddie" eingegraben war. Frau Schumann hob ihn samt seiner Wiege auf, gab ihm mit totbleichem Angesicht einen letzten Kuss und schob dann die Wiege durch das Fenster hinaus auf die Wellen. Sanft hin und her schaukelnd schwamm sie mit dem schlafenden Kindlein den vorangegangenen Brüdern und Schwestern nach. Als das gebrechliche Schifflein mit dem letzten Liebling als Insassen

aus ihren Augen entschwand, brauch Frau Schumann ohnmächtig auf das Fenstergesims zusammen. Während sie so bewusstlos dalag, stieß ein herangewälzter Frachtwagen von der Eisenbahn gegen die Seite des Hauses mit solcher Macht, dass es in Stücke brach. Die Bewusstlose aber blieb auf der Wand, an welcher sie hing als der Stoß erfolgte, liegen. Als sie nach einiger Zeit erwachte, trieb diese Wand mit ihr auf die Bergseite im Westen der Stadt zu. Bald kam sie dem Ufer so nahe, dass sie den überhangenden Ast eines großen Baumes erreichen konnte, und nun war sie gerettet.

Zehntes Kapitel.

Flammen.

Bertha Wilder war am Morgen ausgegangen, um eine Freundin in Hornerstown, dem deutschen Viertel im südlichen Teile der Stadt, zu besuchen, und kehrte um fünf Uhr nachmittags nach Hause zurück. Sie ging auf der Main-Straße hin, als Daniel Peyton daher jagte und seinen Warnungsruf erschallen ließ. Sie blieb wie angewurzelt stehen und schaute dem Reiter, der im Verborgenen ihres Herzens ihr teurer war als irgend ein anderer Mensch in Johnstown, voll ängstlicher Besorgnis nach. Dann aber wie mit Schrecken aus einem Traume erwachend beschleunigte sie ihre Schritte. Doch ehe sie ihre Heimat oder einen andern Schutzort erreichen konnte, brach die Flut daher, warf sie in die Höhe und fegte sie fort. Eine kurze Zeit hielten ihre ausgebreiteten Röcke sie über Wasser; doch als diese durchnässt waren, gab sie alle Hoffnung auf. Eben als sie versinken wollte, schwamm der Kasten eines Frachtwagens, der von seinen Achsen abgerissen war, in ihre Nähe,

und mit verzweifelter Anstrengung gelang es ihr, ihn zu ergreifen und in die offene Thür hinein zu klimmen. Hier blieb sie voll Todesangst stehen, sich an den Seitenwänden haltend, und erwartete jeden Augenblick, dass ihr wunderliches Schiff gegen ein anderes Gebäude anrennen und in Stücke gehen würde. Durch die Thür konnte sie das Meer von zornigen, wirbelnden Wellen beobachten, in welchen Menschen und Tiere unter tausendfältigen Trümmern um ihr Leben rangen und elendiglich zu Grunde gingen. Manche Ertrinkende suchten mit letzten Kräften zu ihr in den Kasten zu klettern; allein die brausenden Gewässer rissen alle wieder fort, und mit einem Schrei der Verzweiflung wurden sie eine Beute der schmutzigen Tiefe. Sie sah Hunderte von Menschen in allen Richtungen auf allen nur denkbaren Trümmern umher fluten. Viele lagen auf den Knieen, rangen die Hände, sahen gen Himmel und bewegten die bleichen Lippen im Gebet; andere sangen, bis sie vor Jammer nicht mehr konnten oder ihr Mund in den Wogen verstummte. Bei andern malten sich die Schrecken des Todes und die helle Verzweiflung im Angesichte. Manche sanken freiwillig in die Wellen, um einer geliebten Mutter, einem teuren Ehegatten oder einem herzigen Kinde ihren Platz auf dem rettenden Wrack mit einem letzten Kusse zu gönnen. Wieder andere stießen unbarmherzig ihre Nebenmenschen in die Wogen, um das eigene Leben zu retten.

Zu denen, die nicht beteten, gehörte ein Mann, der mit seiner Familie auf dem Dache seines Hauses jetzt ganz nahe an Berthas Kasten heran geschwemmt wurde. Plötzlich warf ein großer Wasserschwall das Haus auf die Seite und alle rutschten vom Dach herunter in die Flut. Die ganze Familie ging unter, nur der Mann arbeitete sich bis an den

Eisenbahnwagen heran und kletterte in die Thür herein. Es war Schubert, der Herausgeber der „Freien Presse".

„Gerettet!" stieß er aus, indem er sich das Wasser und den Schlamm aus dem Gesichte strich. „Aber wo sind — Himmel! Alle untergegangen, haben alle den Mund zu voll Wasser bekommen! Die vertrackten Elemente sind heute ganz des Teufels. Ha, Fräulein Wilder auch hier!" — Die Jungfrau war bei dem Anblick der Untergehenden auf die Kniee gesunken — „und betend! Ha, ha!" Es war ein eiskaltes, teuflisches Hohngelächter. „Wenn da oben einer lebte, mein Fräulein, der mit diesen verfluchten Wassern etwas zu thun hätte, dann gingen wir nicht wie die Hunde und Ratten zu Grunde. Warum hätte er den Damm brechen lassen? Warum hätte er es Tag und Nacht vom Himmel herunter gießen lassen? Warum ließe er Menschen und Vieh, Mütter und Säuglinge ersaufen wie die Fliegen? Warum —"

„Gott im Himmel, Herr Schubert, lästern Sie nicht!" rief Bertha, indem sie entsetzt aufsprang.

„Nein, ich will lieber in der Hölle liegen, als in den Wellen; da bleibt man doch wenigstens trocken!" so frevelte der greuliche Mensch weiter.

Bertha, über den schändlichen Spott entrüstet, sagte jetzt: „Machen Sie sich doch, Herr Schubert, Notizen von dem, was um sie her vorgeht, für Ihre herrliche ‚Presse'!"

Der Mann starrte sie verblüfft an, als fühle er einen Augenblick, wie klein er doch mit seinem aufbäumenden Hochmut dem Allmächtigen gegenüber sei. Eben wollte er antworten, da machte ihr Kasten eine Schwenkung, so daß sie trotz der herfinkenden Dämmerung durch die Thür sahen, wie rasch sie auf die steinerne Eisenbahnbrücke zutrieben.

„Springen Sie hinaus!“ rief der große, starke Mann schaudernd; „oder Sie werden samt der Car gegen das Steingemäuer in Trümmer geschlagen werden!“

„Hier bleibe ich,“ gab das Mädchen zuversichtlich zur Antwort. „Wenn es Gott gefällt, mich zu retten, so kann er mich hier retten.“

Schubert ergriff eine Planke, warf sie hinaus und sprang ihr nach. Aber schon im nächsten Augenblick hatte die wirbelnde Strömung die Planke unter ihm weggerissen und schleuderte sie in der Weise herum, dass sie den Zeitungsschreiber auf den Kopf traf. Er warf die Arme in die Höhe und sank unter, um nie wieder aufzutauchen. Bertha verhüllte ihre Augen, um das Schauerliche nicht ferner zu sehen.

Plötzlich stieß ihr Kasten mit einem betäubenden Krachen seitwegs gegen die steinerne Brücke, die der Thür gegenüber liegende Seitenwand brach heraus, das Wasser schoss quer durch und schwemmte Bertha mit hinaus und unter der Brücke durch. Abermals gab sie sich verloren und befahl sich mit geschlossenen Augen in Gottes Hand. Da fühlte sie sich gegen etwas geworfen. Fast ohne zu wissen, was sie that, streckte sie die Hände aus und klammerte sich daran fest. Da es schon stark dunkelte und ihre Augen voll Wasser und Sand waren, konnte sie nicht erkennen, was es war, das ihr plötzlich einen sichern Halt gegeben hatte. Aber sie hielt sich fest und fühlte bald zu ihrer Freude in geringer Tiefe einen festen Boden unter ihren Füßen. In dieser Lage verharrte sie, flehte inbrünstig zu ihrem himmlischen Vater, rief um Hülfe, wartete und betete wieder, lange, lange Stunden. Als das Wasser sich zu verlaufen begann, erkannte sie im Wiederschein der Feuersbrunst, die vor der Brücke tobte, dass sie auf dem Dach einer Abteilung

der Cambria-Eisenwerke lag und einen der vielen eisernen Schornsteine umfasst hielt.

Bei Wilders war, als die Flut kam, niemand zu Hause, als die Frau. Das ganze Haus wurde mit dem Fußboden und allem rein in die Höhe gehoben und fortgetragen. Ein anderes schräges Dach schob sich unter das Haus und hob es noch mehr in die Höhe. So trieb es lange mit der bebenden Frau umher. Die Nacht brach herein und ihre Angst wurde immer unerträglicher. Endlich erfasste eine andere Strömung ihr Haus und trug es gradeswegs auf die Eisenbahnbrücke zu.

Vor etlichen Jahren, als die Pennsylvania-Bahn ihre riesige Steinbrücke über den Conemaugh in Johnstown baute, erhob ein Mann in der Stadt entschiedenen Einspruch dawider und prophezeite, dass, wenn eine Flut kommen sollte, eine Menge Menschenleben durch sie zu Grunde gehen würden. Er ging so weit, dass er eine Klage gegen die Bahn vor dem Gerichte anhängig machte. Allein man behandelte ihn einfach als einen „Crank" und lachte ihn aus.

Doch die Weissagung sollte jetzt in schauerliche Erfüllung gehen. Die Brücke war ein festes Steingemäuer von gewaltigen Quadern, und bestand aus sieben Bogen; die westlichen überspannten den Fluss und die östlichen die Straßenbahn und den Seitenweg von Asphalt, durch welche Johnstown mit Cambria City verbunden wurde. Der heranrauschende Wasserberg platzte gegen die Brücke und schoss teilweise darunter durch, teilweise fuhr er hoch aufschäumend mit donnerndem Geräusche darüber weg und brach zwischen der Brücke und dem Bahnhof ein riesiges Loch durch den hochaufgeschütteten Erdwall der Bahn. Jenseits riss er mit

unbeschreiblicher Gewalt ein großes Stück der Cambria Eisenwerke weg. Ein mächtiger Schwall der Gewässer prallte, weil die Flut in schräger Richtung gegen die Brücke kam, nach links ab gegen den Fuß des Berges und von da wieder links das Strombett des Stony Creek aufwärts. Vor der Brücke aber wurde ein großer Teil der Häuser und Trümmer von fünf größeren und kleineren Städten turmhoch aufgeschichtet.

Frau Wilder wurde in ihrem Hause, während es immer schneller auf den steigenden Wellen der Brücke zujagte, fast wahnsinnig vor Angst. Sie schlug mit ihren Fäusten die Fenster entzwei, wobei das Glas ihre Hände zerschnitt, dass das Blut daran herunterlief. Sie schrie hinaus nach allen Seiten. Sie raufte ihr Haar. Sie warf sich auf den Boden und versuchte zu beten, allein es wurde zum Fluchen. Sie kletterte auf das Fenstergesims, um in die Wellen zu springen; allein sie schauderte vor der gähnenden Tiefe wieder zurück.

In ihrem Ofen brannte noch Feuer, womit sie ein spärliches Abendessen hatte bereiten wollen, und der Kaffeekessel dampfte noch.

Jetzt krachte ihr Haus gegen die Trümmermasse, die sich vor der Brücke aufschichtete. Frau Wilder stürzte durch den Stoß zu Boden und mit dem Schädel an die Ofenthür, dass eine lange, wiewohl nicht sehr tiefe Wunde an der rechten Seite ihres Kopfes gerissen wurde und das Blut von ihrer Wange floss. In demselben Augenblick aber stürzte der Ofen um, glühende Kohlen wurden auf die Hingefallene wie auch auf den Boden weit umher gestreut und augenblicklich brannten ihre Kleider. Sie hatte aber noch Geistesgegenwart ge-

nug, daſs ſie den brennenden Teil ihrer Kleidung unverzüglich vom Leibe riſs. In wenigen Minuten fing auch das Haus, das ſchief zuſammengedrückt und teilweiſe zerbrochen worden, an zu brennen. Mit Todesſchrecken in den Gliedern ſchleppte ſich die Unglückliche nach der Thür und kroch hinaus auf das Dach eines andern Hauſes. Kaum war ihr das gelungen, als ſchon die lichten Flammen hoch in die einbrechende Nacht aufſchlugen und den ungeheuren Angſtſchrei aus Tauſenden von Herzen verurſachten, den der eben dem Waſſer entſtiegene Otto mit tiefem Schauder hörte.

Maſſenhaft kamen Häuſer, Ställe, Möbeln, tote Tiere, Eiſenbahnwagen, Blöcke, Koffer, Pianos, Orgeln und zehntauſend andere Dinge, mehr oder weniger zertrümmert, in unbeſchreiblichem Wirrwarr daher geſchwemmt. Die Strömung ſchleuderte ſie mit zermalmender Gewalt gegen die immer größer werdende Maſſe und ſchob ſie auf einander bergehoch. Der Scheiterhaufen wuchs ins Rieſenhafte, bis zu einer Breite von fünfhundert und einer Länge von mehr denn tauſend Fuß. Man hätte ihn für das Werk der tollen Raſerei eines Wahnſinnigen halten können, ſo war er ohne Plan und Ziel, ohne Sinn und Verſtand, ohne Anfang, Mittel und Ende. Und alle dieſe Trümmer ſtaken voller Menſchen und Tiere. Auf den Bergen im Weſten und Norden wimmelten Tauſende von Menſchen, die ſich aus den Fluten gerettet, in ihren naſſen Kleidern zitternd durch einander, außer ſich vor Schrecken, und ſuchten ein Unterkommen oder jammerten nach vermiſsten Verwandten oder taumelten faſt beſinnungslos umher. Als aber jetzt die Feuersbrunſt in der Trümmermaſſe, die über den Wellen emporragte, ausbrach, die ſchwarzen Rauchwolken in den nächtlichen Himmel aufwirbelten und die flackernden, ſauſenden Flam-

men eine gräfsliche Helle über das ganze entsetzliche Schauspiel, auch über die bleichen Angesichter auf den Bergen, verbreiteten, da wollte allen Zuschauern das Herz stillstehen, und die armen Gefangenen in den Trümmern, die den Fluten nicht hatten entgehen können und nun den sichern Tod in den Flammen kommen sahen, schrieen mit herzzerreißendem Geheul um Hülfe. Aus vielen hundert Kehlen stieg dieses Kreischen der Todesangst in die Lüfte. Aber umsonst! Die Menschen auf den Ufern sahen, wie die Unglücklichen in den Flammen knieten und beteten, wie sie rasend wurden, sich die Haare ausrissen und wahnsinnig auflachten, wie manche sich in die engen Spalten zwischen den Häusern hinunter warfen, um lieber in den Fluten den Tod zu suchen, als in den Flammen umzukommen, wie ganze Familien sich mit den Armen umschlangen und den Tod erwarteten, wie manche Mütter und Gatten sich selbst den heranbrausenden Flammen preisgaben, um ihre Kinder oder Geliebten zu retten. Von den Zuschauern auf den Bergseiten mufsten viele ihre eigenen Weiber, Kinder, Brüder, Schwestern, Eltern oder andere Verwandte und Freunde, von Rauch umhüllt und in den aufschiefsenden Gluten wieder sichtbar werdend, als eine hülflose Beute des verzehrenden Elementes dahin sinken sehen, und sie rannten bei dem schauerlichen Anblick schreiend weiter auf die Berge oder warfen sich, selbst grofse, starke Männer, auf die Erde nieder und weinten wie Kinder. Nur wenige konnten, ehe das Feuer sie erreichte, aus den Trümmern herausgezogen und nach dem Ufer geschafft werden, obwohl viele rüstige Männer es versuchten, den Bedauernswerten mit Stricken, Leitern und anderen Rettungsmitteln nahe zu kommen. Manche von ihnen waren so fest eingeklammert, dafs ihnen die Kleider vom

Leibe, die Haare aus dem Kopfe oder sogar Finger und Hände abgerissen werden mussten, um sie los zu bringen.

Als Otto in dem Augenblick, da er aus den Wellen ans Land stieg, den Schrei des Entsetzens von der Brücke her vernahm und sah, wie sich dort zu der Heimsuchung der Flut nun auch noch die womöglich noch schrecklichere des Feuers gesellte, da eilte er in seinen zerrissenen, triefenden Kleidern mit den wenigen Kräften, die ihm noch übrig waren, an dem Berge hin durch Gehölz und Gestein in die Nähe des Brandes, wo die Angesichter all der Tausende, die hier kampierten, auf das neu entstehende Verderben gerichtet waren. Ohne Verzug schloss er sich den Männern an, denen der Hülferuf der Unglücklichen in den Trümmern durch Mark und Bein ging und die daher ihr eigenes Leben in die Schanze schlugen, um zu retten, was zu retten war. Er wagte sich mit ihnen auf die Trümmer hinaus. Sie kletterten überall, wo sie eine Menschenstimme vernahmen, umher und suchten die Unglücklichen, indem sie mit Stäben und Stangen durch den Schutt bohrten. Ein Mann stach seinen Stab bis auf den Griff hinab, und als er ihn wieder in die Höhe zog, hing Menschenfleisch daran. Ein anderer stampfte seine Stange durch den weichen Schädel eines Knaben, der zwei Fuß unter der Oberfläche lag. Sie warfen den mit den Fluten oder den Flammen Kämpfenden Stricke zu, sägten und hackten Bretter und Blöcke ab, und zogen die Halbtoten hervor, wobei sie selbst oft nahe daran waren, von dem einen oder dem andern Elemente des Verderbens verschlungen zu werden.

„Kommt hierher!“ „Geht dorthin!“ „Helft meiner Mutter!“ „Rettet mein Kind!“ „Um Gottes willen, macht mich los, ich verbrenne sonst!“ So wurden die

hülfreich bemühten Männer bald hier bald dort angeschrieen. Manche drohten auch, die Retter zu erschießen oder fluchten ihnen alles Unglück über den Hals, wenn sie ihnen nicht augenblicklich beisprängen.

Otto kehrte, nachdem er einen alten Mann sicher hatte ans Land schaffen helfen, über Dächer, Möbeln und tote Körper wieder auf den Trümmerhaufen zurück. Da schlug plötzlich der Hülferuf einer bekannt klingenden Stimme an sein Ohr. Sie kam aus der unmittelbaren Nähe des Feuers. Der Schrei erscholl noch durchdringender zum zweiten Male. „Himmel, meine Tante!" stieß Otto hervor und klomm sogleich vorsichtig, aber so schnell er konnte auf die Stimme zu. Neben dem Schornstein einer Lokomotive hinabschauend, sah er eine weibliche Gestalt liegen. Ihr rechtes Bein war zwischen dem Triebkessel der eisernen Maschine und einem Sägeblock fest eingeklemmt, auf ihrer Brust lag ein schwerer Balken und der linke Arm war über den Kopf in einer Weise zurück geworfen, die unzweideutig anzeigte, dass er mehrmals gebrochen war. Ihr Haupt lag auf einer großen Orgelpfeife. Neben ihr standen die Beine einer toten Kuh zwischen Matratzen in die Höhe. Trotz des Blutes aus der Schädelwunde, womit ihre Wange gefärbt war, und der angstverzerrten Gesichtszüge erkannte der Jüngling doch alsbald in der Unglückseligen seine Tante Kora Wilder. Als sie ihn erblickte, streckte sie die rechte Hand, soweit sie dieselbe noch frei bewegen konnte, flehentlich zu ihm empor und schrie: „Otto, Otto! Rette mich! Sonst holt mich der Teufel! Die Flammen der Hölle lekken schon an mir. Hilf, hilf!"

Der junge Mann, aus dessen Herzen in diesem Augenblick die Erinnerung an das Böse, das die Flehende ihm

gethan, völlig verschwunden war, kletterte in der grellen Beleuchtung der Flammen, die schrecklich näher kamen, zu seiner Tante hurtig hinab, indem er noch zwei andere Männer zur Hülfe herbei rief. Es gelang ihnen nach viertelstündiger Arbeit, den schweren Balken von der Brust der Frau Wilder wegzuschaffen, und sie atmete erleichtert auf. Allein der Fuß war so fest eingekeilt, daſs er nicht im geringsten zu bewegen war. Die Männer richteten ihren Körper, als alle andern Versuche vergeblich blieben, auf und zerrten ihn nach allen Seiten umher, wobei zuletzt durch die verzweifelte Anstrengung der Männer, die sich vor Hitze und Rauch nicht mehr bergen konnten, das Bein unter dem Knie gebrochen wurde, aber los zu bringen war der Fuß nicht. Jetzt gaben die andern beiden die Hoffnung auf und kletterten eilig davon, um ihr eigenes Leben vor den heran brausenden Flammen zu retten.

„Was ist zu thun, Tante?“ seufzte jetzt Otto ratlos und rang seine Hände gen Himmel.

„Ihr verdammten Narren!“ schrie die Gräſsliche. „Soll das hölliſche Feuer mich hier verbrennen? Wollt ihr Hunde mich im Stich laſſen? Eine Axt! Eine Axt! Hackt das verfluchte Bein ab!“

Otto rann ein Schauder über den Rücken. „Grauenhaft! grauenhaft!“ stöhnte er, vor Rauch huſtend. „Aber es ist noch die einzige Rettung. Ich will's thun!“

Damit klomm er eiligst den andern beiden Männern nach, um eine Axt zu holen. Zwei Minuten später stürzte die Wand des zunächst brennenden Hauſes krachend herüber, und die Verzweifelnde wurde unter einem Schauer von flammenden Bränden begraben. Sie fluchte nicht mehr.

Elftes Kapitel.

Der Tod in tausend Gestalten.

Otto Sanders überlief ein Schauder über das schreckliche Gericht Gottes, das sich vor seinen Augen an seiner Tante vollzogen hatte. Doch jetzt war nicht Zeit, sich lange seinen Gefühlen hinzugeben. Die Feuersbrunst griff immer weiter um sich und schien, je mehr ihr durch das beginnende Sinken der Gewässer Nahrung gewährt wurde, ins Unermessliche wachsen zu wollen. Die Hülferufe wurden immer verzweifelter. Otto griff zu und half retten, wo es möglich war, Männer, Weiber und Kinder, seine letzten Kräfte aufopfernd. Er arbeitete diese ganze schauerliche Nacht hindurch. Gegen Morgen aber, als er noch mit einem andern Manne ein gerettetes Frauenzimmer, das vor innerlichen Schmerzen stöhnte, ans Land getragen, war er doch so an Leib und Geist erschöpft, dass er ohnmächtig zur Erde sank. Um ihn her lagen Tote und Halbtote, mehr oder weniger Verletzte und Verkrüppelte, solche, denen fast alle Kleider vom Leibe gerissen, und solche, denen die Haare vom Haupte verbrannt waren.

Als Otto aus seiner todähnlichen Erschöpfung nach kurzer Zeit wieder zu sich kam, schlugen aus geringer Entfernung durch die Morgendämmerung die Klänge einer singenden Knabenstimme an sein Ohr, von den etwas verstimmten Tönen eines Pianos begleitet. Er erkannte sofort mit Entzücken die Stimme Eddie Fischers. Er sang:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe meine Äuglein zu.
Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Hab' ich Unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an.
Deine Gnad' und Christi Blut
Machen allen Schaden gut."

Die freudige Erregung schien Ottos Glieder mit neuer Kraft zu erfüllen. Er stand auf und ging auf den Sänger zu. Richtig, es war Eddie, der vor einem aufrechten Piano stand und seinen Gesang selbst begleitete. Außer etwas Schmutz an der Außenseite und einer starken Verstimmung war keine Verletzung an dem Instrument zu merken, als wäre es aus irgend einem Parlor sorgfältig aufgehoben und hierher unter die Bäume am Bergabhang niedergesetzt worden. Als Otto hinzutrat, hatte sich schon eine Schar von Unglücklichen und Neugierigen um den jugendlichen Sänger gesammelt; denn der Eindruck dieses unschuldig frommen Kinderliedchens an diesem Orte, zu dieser Zeit und unter diesen Umständen war ein so schauerlich und zugleich tröstlich ergreifender, daſs jedes Herz zu Thränen gerührt wurde. Otto hielt an sich, bis das Lied vollendet war. Dann sprang er auf den überraschten Knaben zu, umhalste und küsste ihn vor Freuden und rief aus: „Gott im Himmel sei Dank! Einer von ihnen ist doch gerettet!" Als Eddie den jungen Mann erkannte, fragte er unter krampfhaftem Weinen nach Mutter und Schwester. Aber Otto konnte nur mit traurigem Kopfschütteln und ausbrechenden Thränen antworten.

„Komm", sagte er dann zu seinem jungen Freunde, dessen Hals er noch immer umschlungen hielt, „ich bin todmüde."

„Und ich bin so hungrig!" gab der Knabe zur Antwort.

„Laſs uns versuchen", fuhr jener fort, „ob wir nicht nach Prospekt Hill hinüber kommen können, wo Vater Pey-

ton wohnt. Sein Haus hat die Flut doch gewiss nicht erreicht."

Sie gingen am Berge hin bis zum Westende der Eisenbahnbrücke, dann kreuzten sie diese, indem sie sich durch die Trümmer und die Leichname, womit sie bestreut war, hindurch wanden, und gelangten bis an die große Kluft, welche die Gewalt des Wassers am Ostende durch den Erdwall der Bahn gerissen hatte. Hier aber schienen sie Halt machen zu müssen. Zur Rechten und Linken hatten sie nichts als Wasser und Trümmer und vor sich den breiten Erdriss. Doch war das Wasser schon so weit wieder gesunken, dass es hier nur noch knietief war und allenthalben die Leichname zum Vorschein kamen, die so dick umher lagen wie die Fliegen im Herbste. Vorsichtig und langsam stiegen beide hinab, wobei hie und da der Kot rutschte und Erdklumpen hinab kollerten. Aber sie kamen glücklich hinunter und kletterten auf der andern Seite wieder hinauf.

Kaum standen sie, Atem schöpfend, wieder oben auf dem Geleise, als Eddie überrascht sagte: „Horch, Otto! Was ist das für ein Wimmern? Eine bekannte Stimme! Hörst du sie nicht hier zur Linken?"

Otto horchte. „Junge, du hast Recht!" rief er dann aus. „Das ist — das ist — Idas Freundin Bertha! Komm, wir müssen sie retten!"

Damit stiegen sie an der Seite des Bahngeleises hinab nach den halb noch stehenden Cambria Eisenwerken zu. Hier entdeckten sie bald die Unglückliche, die auf dem niedrigen Dache nahe am Rande desselben lag und einen eisernen Schornstein mit beiden Armen umklammert hielt. In dieser schauerlichen Lage hatte die Bedauernswerte die ganze Nacht zugebracht und die langwierigen Stunden hindurch umsonst

nach Hülfe gerufen. Die Rauchwolken und stiebenden Funken waren in dieser ganzen Zeit, die ihr eine Ewigkeit dünken wollte, unablässig über sie dahin gefahren. Der immer dichter werdende Rauch und die stets näher kommende Hitze wollte sie jetzt fast umbringen. Otto und Eddie suchten sofort einige Kisten und Planken zusammen und türmten sie über einander, und so gelang es ihnen nach schwerer Arbeit, die halbtote Jungfrau glücklich auf die ebene Erde herunter zu holen. Sie trugen die Ohnmächtige eine Strecke fort, um aus dem Bereich der Fluten und der Flammen zu sein, und legten sie erschöpft nieder.

Indem sie nach der Stätte der Verwüstnng, wo vor zwölf Stunden die blühende Stadt Johnstown gestanden, mit Schauder hinunter sahen, erblickten sie in geringer Entfernung einen Mann, der hoch oben in den Telegraphendrähten hing und nur noch matt seine Glieder bewegte. Er jammerte um Hülfe. Otto erkannte seinen Onkel Wilder und wandte mit Grauen sein Angesicht ab.

Nachdem sie ein wenig gerastet, und die Glieder der wiedererwachten Bertha durch die Freude, sich gerettet zu sehen, neue Spannkraft erhalten hatten, gingen sie langsam mit ihr auf dem Geleise weiter und kamen endlich nach der höher gelegenen Wohnung Peytons.

Hier auf dem Prospekt Hill waren alle Wohnungen bereits voll von Unglücklichen, und so hatten auch Peytons wohl ein halbes Dutzend Leute im Hause, die Wohnung und Vieh, Geld, Kleider, Verwandte und alles verloren hatten. Vater Peyton ging von einem zum andern, für jeden hatte er ein Wort mannhaften Trostes, kerniger Aufmunterung oder auch strengen Tadels, wenn einer sich allzu weichlich seinem Schmerze hingeben oder gar mit Gott ha-

dern wollte. Seine schmächtige Lebensgefährtin entwickelte eine erstaunliche Emsigkeit, Kraft und Ausdauer. Sie hatte ihre Pfeife ganz vergessen und war die ganze Nacht hindurch bald hier bald dort bemüht gewesen, den Unglücklichen zu helfen, Kleider für ihre Blöße zu schaffen, ein warmes Feuer zu unterhalten, damit die Triefenden ihre Kleider trocknen konnten, die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, die Verwundeten zu verbinden. Dabei fragte sie jeden Ankömmling mit sehnsüchtigem Herzen, ob sie nichts von ihrem Sohne Daniel oder ihrer Tochter Kittie gesehen hätten. Die Antwort war immer ein trauriges Kopfschütteln; denn obwohl viele den jungen Helden auf seinem Todesritte erblickt hatten, so wusste doch niemand, wo er geblieben oder was aus ihm geworden war.

Als Otto und Eddie mit Bertha bei ihnen ankamen, hatten sie schon eine ganze Anzahl verpflegt und teilweise getröstet wieder entlassen, um nach ihren vermissten Angehörigen zu suchen. Mutter Peyton hatte für unsre hungrigen und erschöpften drei Freunde nichts mehr im Hause, als Kartoffeln, Schinken und Kaffee. Sie bereitete es hurtig zu.

„Gott sei Dank, dass der Freund meines Sohnes gerettet ist!“ sagte sie dann, indem sie Ottos Hand warm ergriff und ihn samt seinen Begleitern einlud, zu essen und zu trinken, nachdem sie ihre Kleider am warmen Ofen getrocknet hatten. „Und nun sag mir auch, wer bist du denn, mein Fräulein?“

Das Mädchen gab zur Antwort: „Mein Name ist Bertha Wilder.“

„Was, Bertha Wilder?“ fragte die Schottin mit großen Augen. „Doch nicht die Base von Otto hier?“

„Ja, das bin ich.“

„O, dann komm an mein Herz, meine Tochter!“ So rief Mutter Peyton voll Freude aus und umarmte die überraschte Jungfrau mit einer Inbrunst, die man der alten hageren Frau nicht zugetraut hätte. „Aber warum siehst du mich denn so verblüfft an? Du meinst wohl, ich wüßte von nichts. Ich habe es aus meinem Daniel heraus gekriegt, was ihn in der letzten Zeit so träumerisch gemacht hat. Er hat vor, dich in ein paar Wochen“ — sie neigte sich zum Ohr Berthas und flüsterte: — „zu seiner Braut zu machen, — wenn du nämlich willig bist.“

Die bleiche Jungfrau wurde feuerrot, und Otto sah verwundert auf sie und dann wieder auf die Mutter seines Freundes. Selbst er hatte von dem Geheimnis seines Dan keine Ahnung.

„Und wie heißt denn du, mein Kind?“ wandte sich die freundliche Alte an den Knaben, der unterdessen ein stilles Tischgebet gesprochen und dann einen derben Angriff auf die Kartoffeln und Schinken unternommen hatte.

„Eddie Fischer“, war die Antwort, die sich durch die vollen Backen quälte.

„So — so — Eddie Fischer. Hm! Doch nicht ein Bruder deiner Ida, Otto?“

„Ja, das ist er,“ erwiderte der junge Mann traurig.

„Und wo ist Ida?“ fragte die Wirtin weiter.

„In den Wellen!“ seufzte Otto. „Wollte Gott, ich wäre mit ihr ertrunken!“

„Sst! Sst!“ mahnte die alte Christin, während Otto Messer und Gabel hinlegte, sein Gesicht mit seinen Händen verhüllte, und seine Thränen auf den Tisch rollten, Eddie aber in lautes Weinen ausbrach. „Mußt du wohl solche Reden führen, Otto?“

„Ja, ja!“ sagte Vater Peyton, der das Letzte gehört hatte und jetzt auch herzutrat. „Das sage ich auch. Nicht gemurrt, nicht verzweifelt, meine Jungen! Köpfe in die Höhe! Selig ist der Mann, den Gott strafet; darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht. Denn er verletzet und verbindet; er zerschmeißet, und seine Hand heilet. Aus sechs Trübsalen wird er dich erretten, und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren. In der Teurung wird er dich vom Tode erlösen, und im Kriege von des Schwertes Hand. Und wenn unser Vater im Himmel das Schwert zückt und uns umbringen will — festgehalten, meine Kinder, festgehalten am Glauben und Vertrauen! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Esset und trinket, Kinder, dass ihr warm werdet und eure Lebensgeister wieder aufwachen! Dann legt ihr euch hin und schlaft einige Stunden, dass der Herr eure matten Glieder stärke. Zion spricht: Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen! Aber was sagt der Herr? Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr, dein Erbarmer. Damit meint er dich, Otto, und dich, Eddie, und uns alle. Wenn das an diesem Tage des Entsetzens nicht gelten soll, dann brauchen wir es zu anderen Zeiten auch nicht. Also gutes Mutes, Kinder!“

Wer hätte solchen Trostworten, mit solcher felsenfesten Glaubenszuversicht ausgesprochen, widerstehen können?

Als sie gegessen, hatte Mutter Peyton schon die Lagerstätte zum Schlafen für sie hergerichtet, so gut es ging. Bertha kam neben eine Frau, die Gatten und Kinder ver-

loren hatte und jetzt die meiste Zeit in Ohnmacht lag, in das eigene Bett der Hauswirtin; Otto und Eddie mußten daneben auf dem Fußboden, wo Frau Peyton ein Kopfkissen und einige Röcke und Shawls hingebreitet hatte, vorlieb nehmen. Nach kurzer Zeit waren alle drei in tiefen Schlaf versunken.

Vier Stunden hatte Otto geschlafen, da fuhr er wieder in die Höhe. Im ersten Augenblick konnte er sich kaum besinnen, wo er war. Er strich sich über die Stirn und rieb sich die Augen, als könne er die Erinnerungen an die schauerlichen Erlebnisse der letzten achtzehn Stunden, die sich jetzt wie glühendes Feuer wieder über seine Seele ergossen, unmöglich für wahr halten. Der Gedanke an Ida, die er noch vor sich in den Wellen versinken sah, bohrte ihm wie ein Dolchstich durchs Herz. Er sprang auf und ging hinaus, um sich sofort auf die Suche nach ihr zu begeben.

Vater Peyton saß, ein wenig ausruhend, auf der Veranda und schaute hinunter auf das zertrümmerte Johnstown, auf welches jetzt die Strahlen der Mittagssonne durch die grauen Wolken hinab fielen. Dort rechts warf die ungeheure Feuersbrunst, die stets weiter gefressen hatte, noch immer prasselnde Flammen und Rauchwolken gen Himmel. Mutter Peyton, jetzt ganz ermüdet, war unter Beihülfe etlicher den Wellen entronnener Frauen und Mädchen immer noch daran, die Hungrigen zu speisen und der Kranken und Verwundeten zu pflegen. Es waren jetzt bereits eine Anzahl Farmer mit Wagenladungen von Eßwaren durch die Berge trotz der kotigen Wege herbei geeilt und hatten auch für die Küche Peytons neue Vorräte gebracht.

Otto trat zu dem Alten. „Schon wieder auf den Beinen?“ fragte dieser.

„Ja, Vater; ich fühle mich sehr erquickt und gestärkt."

„Sieh, mein Sohn", fuhr der alte Schotte fort, „an dieser selben Stelle saß ich gestern Nachmittag, als das Unheil über unsere Stadt herein brach. Ich schaute über das Häusermeer und die tobenden Flüsse hin und wunderte mich, was aus all den schwellenden Wassern noch werden sollte. Da sah ich plötzlich einen Reiter mit bloßem Kopfe wie rasend durch die Straßen jagen, und hörte ein oder zwei Mal, wie mir vorkam, dass er den Leuten etwas zuschrie. Mein Gesicht und Gehör ist aber schon zu schwach, auch wurde er mir nur auf Augenblicke sichtbar; ich konnte nicht erkennen, wer er war oder was er sagte. Ich habe aber erfahren, es war mein Sohn Daniel, der seine Mitbürger vor dem kommenden Verderben warnte. Gleich hinter ihm wälzte sich die Flut mit entsetzlicher Geschwindigkeit daher und schob Häuser, Kirchen, Eisenbahnwagen und Fabriken vom Erdboden, wie wenn ein Riese mit gewaltiger Faust die Kartenhäuser eines Knaben vom Tische schöbe. Was aus dem merkwürdigen Reiter geworden, ich weiß es nicht."

„Ja, mein väterlicher Freund", sagte Otto begeistert, „es war Ihr Sohn, und ich bin stolz darauf, ihn meinen Freund nennen zu dürfen. Ich habe, seit ich ihn durch die Mainstraße jagen sah, nichts mehr von ihm gesehen oder gehört. Doch ich sehe, dort unten ist die Flut gesunken und in der Wüste wimmelt es von Leuten, welche die Ihrigen suchen, und ich säume noch hier!" Damit wollte er fort eilen.

„Aber Otto!" so hielt der ehrwürdige Alte ihn an, „iss doch noch erst einen Bissen; du kannst heute Kräfte brauchen."

„Sie haben Recht, Herr Peyton!“ Damit trat er ins Haus zurück.

Jetzt sah der alte Mann zwei starke Männer einen Leichnam über das Bahngeleise daher tragen und die Treppe damit herauf keuchen. Als sie bald oben waren, erkannte er in ihnen zwei seiner Nachbarn. Eine Ahnung stieg in seinem Herzen auf. Sie kamen auf ihn zu und legten ihre Bürde schweigend vor ihm auf die Dielen nieder. Es war sein Sohn Daniel.

In diesem Augenblick trat auch Otto wieder heraus, noch den letzten Bissen im Munde. „O Gott!“ stieß er bei dem Anblick der Leiche aus, „Daniel, mein Freund, mein Freund!“ Er sank neben dem Leichnam aufs Knie, wandte den Kopf desselben ein wenig herum und sah ihm liebevoll in die toten Gesichtszüge, auf denen stiller Friede ruhte. Die Haare waren voll Sand, die Ohren voll Kot, die Kleider zum großen Teil zerfetzt und voll Schlamm, und die rechte Hand war zerquetscht.

Jetzt kam auch die Mutter händeringend herbei und schluchzte: „O mein Sohn, mein Sohn! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“

„Weib, was heulst du?“ rief jetzt ihr knorriger Gatte. Du thust ja, als wäre der liebe Gott auch ertrunken oder verbrannt. Ich sage dir, er lebt!“

Während sie alle so um den Toten beschäftigt waren, bemerkten sie nicht, dass noch ein Dritter aus dem Thal herauf kletterte. Er trug den Leichnam eines jungen Mädchens in seinen kräftigen Armen. Ihre Kniee waren gekrümmt, ihre Hände auf der Brust gefaltet, ihr Haupt über die Schulter des Mannes zurück gebeugt und ihr langes, sonst

so goldiges Haar hing verheddert und verzottelt fast bis auf die Erde herab. Er legte sie neben dem toten Daniel vor die Augen der entsetzten Schar hin. Mit einem Aufschrei sank die Mutter, die ihre Kittie sogleich erkannte, zu Boden.

„So habe ich sie dort unten am Conemaugh Creek gefunden. Sie lag noch auf den Knien, ihre Hände waren gefaltet, der süße Mund und die schönen Augen voll Schlamm." So berichtete der Träger.

Otto, der die umgesunkene Mutter wieder aufgerichtet, erzählte kurz, wie er sie auf einem Bretterhäuschen knieend hatte dahin treiben sehen, wie sie mit heller Stimme das Lied: ‚Ew'ger Fels', gesungen habe und mit den Trümmern ihres Häusleins in die Tiefe versunken sei.

Vater Peyton erhob sich jetzt feierlich, breitete seine Arme aus gen Himmel und, mit Augen, in denen helle Thränen perlten, empor schauend, rief er aus: „Vater im Himmel, Lob und Preis und Dank und Anbetung sei deinem großen Namen dargebracht ewiglich. Du hast meine Kinder zu dir ins Licht und ins Leben aufgenommen. Ach, nimm auch mich ergrauten Sünder von hinnen zu dir. Denn auch meine Kleider sind gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes. Weib," wandte er sich dann zu der jammernden Mutter, die mit jedem Arm ein Haupt ihrer geliebten Kinder umschlungen hielt „hat dir nicht Gott der Herr deine Kinder gegeben? Und hat er sie nicht zu seinem Eigentum mit seinem Blut erkauft? Willst du sie ewiglich hier behalten? Daniel, mein Junge, ich danke Gott, dass er mir einen solchen Sohn gegeben hat. Du hast dein Leben für die Brüder gelassen. Du hast im Dienste der Liebe deinen Leib aufgeopfert. Wo man in den spätesten Tagen noch von der schrecklichen Flut von Johnstown erzählen

wird, da wird man auch den Namen Daniel Peytons nennen. Kittie, meine Tochter! du warst eine zarte Lilie, eine blühende Rose. Dein Heiland hat dich abgepflückt und in seinen Himmelsgarten verpflanzt. Der Herr hat euch gegeben, der Herr hat euch genommen, der Name des Herrn sei gelobt!"

Während dann Anstalt gemacht wurde, die Leichen ins Haus zu tragen, zu waschen und kleiden, ließ Otto seinen Thränen um seinen teuren Freund freien Lauf. Dann litt es ihn aber nicht länger, er mußte fort, um wo möglich einen Leichnam aufzufinden, der ihm teurer war, als alle andern.

Das ganze Thal, wo die Stadt gestanden, war jetzt voller Sümpfe und Pfützen und Schlammlöcher, so daß Otto auf seinen Wanderungen oft sehr vorsichtig und langsam gehen mußte, wenn er nicht bis ans Knie in Wasser und Kot versinken wollte. Auf Schritt und Tritt aber begegneten ihm Dinge, die sein Haar zu Berge stehen machten. Dort lag ihre Zionskirche nebst Pfarrhaus und Schulhaus, ein wüster Backsteinhaufe. Hier ragte noch eine Ecke des Hurlburt House, des größten Hotels in Johnstown, als einsame Ruine in die Lüfte, das Uebrige lag in Trümmern, und aus diesen staken Köpfe, Beine und Arme von Toten hervor. Ueberall waren Hunderte weinend, betend und händeringend beschäftigt, in den Bruchstückschichten nach geliebten Angehörigen zu suchen. Sobald ein Leichnam gefunden und hervor gezogen war, wurde er auf eine Tragbahre, meistens ein einfaches breites Brett, gelegt und fort getragen. Die Träger wurden oft von allerlei Leuten angehalten, die das Angesicht der Leiche aufdecken und sehen wollten, ob es einer der Ihrigen sei.

Etliche Männer zogen eben aus dem schlammigen Wasser eine junge Mutter hervor. Ihre Kleider waren fast sämtlich vom Leibe gerissen. Sie hielt in ihren Armen ihr totes Söhnlein noch so fest umklammert, dass sie es ohne Gewalt nicht los bringen konnten. Sie hatte sein Köpfchen nahe an ihr Gesicht gezogen, als hätte sie ihm im Angesicht des Todes noch einen letzten Kuss auf die Lippen gedrückt. Manche starke Herzen fühlten sich bei diesem Anblick zu Thränen gerührt.

Otto schritt mit erschüttertem Herzen weiter. Durch das zerschlagene Fenster eines vom Grundstein verschobenen, aber noch stehenden Gebäudes hinein blickend, sah der Suchende eine Kutsche mit einem aufgeschirrten, toten Pferde davor, eine Kinderwiege mit einer Puppe darin, ein Steckenpferd, ein Stück Beefsteak auf einem Nagel an der Wand hangend und daneben eine Locke Frauenhaar, und an der Seite der Räder zwei männliche Leichen. Weiterhin schritt der junge Mann, indem er über die aufgeschichteten Trümmer kletterte, geradeswegs in das aufgerissene Schlafgemach eines zweiten Stockwerks, wo Bett, Waschtisch und alles noch in vollkommener Ordnung war und ein großes Muttergottesbild an der Wand hing. Dann trat er in das untere Stockwerk eines Hauses, von welchem nur noch die äußeren Wände standen. Es war voll Wasser gewesen und alles im Hause Befindliche war durch die Thüren und Fenster fort geschwemmt. Die Teppiche waren in Fetzen zerrissen. Die Kothaufen standen in den Ecken. Von den Wänden tropfte noch das Wasser. Die Decke war fort, und ein feiner, naskalter Nebelregen fiel aus den bleiernen Wolken herein. Nur eins war unverletzt, das war ein

gesticktes, eingerahmtes Motto über der Thür: „There is no place like home."

Auf allen Seiten wurden Tote hervorgezogen und fortgetragen. Aber wie vielen auch Otto ins Angesicht schaute, nirgends konnte er diejenige entdecken, die er mit sehnsüchtigem Herzen suchte.

Ein Wagen stand in seinem Wege, wie wenn ein Elefant auf seinen Hinterschenkeln sitzt und den Rüssel in die Höhe streckt. Die hintern Räder staken bis an die Achse im Kot, die vorderen aber und die Deichsel standen hoch in die Luft und zwischen den Rädern hing die Leiche eines Kindes. Daneben lag, aus seinem Gehäuse reinlich herausgenommen, das Inwendige eines aufrechten Pianos.

Jetzt sah Otto viele Leute, die an der Wegräumung eines Trümmerhaufens arbeiteten, ihre Picken und Schaufeln hinwerfen und neugierig zusammen laufen. Auch er trat hinzu und streckte seinen Hals und stellte sich auf die Zehen, um zu entdecken, was man da habe und betrachte. Es war ein schönes Bild von unserm Heiland am Kreuz. Man hatte es unter Trümmern, wo alles in tausend Stücke zerschlagen war, heraus geholt, und weder Rahmen noch Glas zeigte die geringste Verletzung. Voll heiligen Schauers nahmen viele Männer ihre Hüte ab.

Mehrmals stolperte Otto bei seiner Wanderung über Tote, die fast ganz unter Kot und Sand begraben waren. Besonders am Ufer des Stony Creek lagen sie in allen Stellungen so dick umher wie Laub im Herbste, manche mit stillem Frieden in den erblichenen Zügen, andere mit schrecklich verzerrten Angesichtern, sehr viele mit Wunden und zerbrochenen Gliedern, nicht wenige teilweise nackend. Otto gelangte auf den Sandyvale-Kirchhof am Ufer des Stony

Creek gegenüber dem Grand View-Berge. Hier in der schweigenden Stadt der Toten war die Verwüstung eine grauenhafte. Eine Menge Häuser war hier durch die entgegengesetzten Strömungen der Flut zu Zündholz zersplittert worden. Blöcke, Lumpen, Bettzeug, Strümpfe, Bretter, Teppiche, Eisenblech, umgeworfene und zerschlagene Leichensteine, zertrümmerte Schränke, Unterhemden, Schiefertafeln, alles lag bunt und toll durch einander gewürfelt in mannshohen Haufen umher. Weit und breit zerstreut lagen in Kot und Wasser Bücher, Notenstücke, Briefe, Postkarten und Manuskripte. Der Jüngling hob ein Buch auf, das aufgeschlagen dalag. Was er da las, war der Anfang einer Predigt: „Was dazu gehört, dass ein Christ selig sterbe. Erstens, er muss sterben als ein Sünder; zweitens, er muss sterben ohne Sünde". Der Text war Luk. 18, 13: „Und der Zöllner stand von ferne, wollte auch seine Augen nicht aufheben gen Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott sei mir Sünder gnädig!" Er hob einen Brief auf und las. Er war an Past. J. P. Lichtenberg gerichtet. Noch einige Schritte weiter, da lag ein stattlicher Mann platt auf dem Rücken, mit gebrochenen Augen gen Himmel sehend. Auf seiner Brust lag das Haupt einer Frau. Beider Füße waren im Schlamm begraben. Ihre rechten Hände waren fest in einander geschlungen. Es war Pastor Lichtenberg und seine Gattin. Wie im Leben, so waren sie auch im Tode vereint geblieben. Hier war ihr herauf treibendes Haus mit andern Gebäuden, welche die Rückströmung daher trug, zusammen gestoßen und in Stücke gegangen. Die ganze Familie hatte ihren Tod in den Wellen gefunden.

Otto holte sich mit tiefer Wehmut Hülfe herbei und schaffte die Leichen nach der Morgue, wozu das Schulhaus der vierten Ward gemacht worden war, und später wurden dieselben zu Verwandten nach Philadelphia geschickt und da zur Erde bestattet. Von den Kindern des Pastors fand man keine Spur.

Zwölftes Kapitel.

Verlaufen und verloschen.

Der Telegraph hatte die Schreckenskunde von dem ungeheuren Unglück, welches das schöne Conemaugh-Thal betroffen, schon in den nächsten Stunden durch die ganze zivilisierte Welt geblitzt. In wahrhaft großartiger Weise legte das amerikanische Volk und sogar auswärtige Städte und Länder Hand ans Werk, um der bedauernswerten Unglücksgegend Hülfe zu schaffen. Schon am Samstag Nachmittag kam der erste vollgepackte Proviantwagen von Pittsburg an, und gegen Abend trafen fünf hundert Soldatenzelte, die Governor Foraker von Ohio geschickt, an Ort und Stelle ein, um den Tausenden von Heimatlosen ein notdürftiges Obdach zu gewähren.

Totmüde und voll Kot kam Otto am Abend, als die Dunkelheit bereits stark hereingebrochen war, auf Prospekt Hill bei Peytons wieder an und seufzte. Er hatte den Leichnam seiner Braut nicht gefunden. Eddie war unterdessen infolge der durchlebten Schrecken, der Nässe und Kälte in ein heftiges Fieber verfallen und warf sich sehr unruhig auf seinem Lager umher. Vater Peyton saß daneben und hütete sein. Die völlig erschöpfte Mutter Peyton lag neben ihm auf dem Bette und schlief. An ihrer Stelle war jetzt Bertha

unermüdlich beschäftigt, den noch immer kommenden Unglücklichen den Tisch zu decken oder die Kleider zu trocknen oder Verbände für ihre Wunden zu machen.

Als Otto heim gelangt, war das erste, dass er seine emsig waltende Base nach den teuren Leichen, Daniel und Kittie, fragte. Sie lagen auf einem Tische im Nebenzimmer, rein gewaschen, gekleidet und mit einem weißen Laken zugedeckt. Der traurige Jüngling warf einen langen wehmütigen Blick auf die lieben Angesichter, seufzte tief und brach in Thränen aus. Still weinend und betend stand er eine Weile da, dann fasste er sich, strich die Thränen aus seinen Augen und trat wieder hinaus. Er half Bertha noch eine Zeit lang und berichtete, was er heute Nachmittag gesehen und erlebt. Ihm schauderte noch jetzt dabei die Haut. Auch erzählte er ihr auf ihre wiederholte Anfrage mit schonenden Worten, welch ein Ende mit Schrecken ihre beklagenswerte Mutter genommen. Sie trug die Trauerbotschaft wie eine christliche Heldin und ließ sich, nachdem sie im ersten heftigen Schmerz darüber sich ausgeweint, nicht im Dienste ihrer leidenden Mitmenschen stören. Dann wollte Otto etliche Stunden am Lager Eddies wachen. Das ließ sich aber der alte Schotte nicht nehmen. „Ich alter Krüppel", sagte er, „kann ja doch sonst nichts thun, um das unsägliche Elend lindern zu helfen, darum will ich wenigstens diesen Posten behaupten. Lege dich nieder und schlafe, Otto, wo du kannst und wie du kannst; du musst morgen früh wieder an die Arbeit." Otto gehorchte. Da er aber wegen der vielen Kranken und Verwundeten im Hause wieder mit den harten Dielen vorlieb nehmen musste, und vieles Reden, Weinen und Hin- und Herlaufen, welches fast die ganze

Nacht anhielt, ihn störte, so wurde aus seinem Schlafe nicht sehr viel.

Früh am Sonntag Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen in das Conemaugh-Thal warf, finden wir den Helden unserer Erzählung schon wieder eifrig auf der Suche nach seiner geliebten Ida und ihrer Mutter. Das Wasser hatte sich jetzt zum größten Teil wieder verlaufen und wurde von der jetzt wolkenlos leuchtenden Frühlingssonne aufgeleckt und von einem frisch wehenden Winde weggetrocknet.

Schon gestern Nachmittag hatte sich von weit und breit eine Menge Neugieriger eingefunden, welche die Stätte des unerhörten Verderbens in Augenschein nehmen wollten, und heute wurde sie zur großen Belästigung der überlebenden Unglücklichen noch um viele Tausende vermehrt. Wie Raben nach einem Aase, so kamen auch von allenthalben große Scharen von Dieben und Spitzbuben aller Art nach dem armen Johnstown, das in seinem Blute dalag, um hier ihr höllisches Handwerk zu treiben. Man hatte es daher für nötig befunden, mehre Hundert Extrapolizisten einzuschwören, um den zerstörenden Leidenschaften der menschlichen Natur, die in diesem aus Rand und Band gegangenen Volksgewimmel auf tausendfache Weise zum Ausbruch kamen, zu wehren, und Leben und Eigentum, so viel noch von beiden übrig war, zu schützen. Auch Otto wurde jetzt in den Dienst gepreßt und mußte sich wie alle andern mit einem aus einer Austernkanne geschnittenen blechernen Stern auf der Brust als Abzeichen schmücken lassen. Auch erhielt er einen Knüppel in die Hand und einen geladenen Revolver in die Tasche.

Er war in seiner neuen Eigenschaft als „Blechpolizist", wie diese Extraschutzmänner vom Volksmund alsbald ge-

nannt wurden, noch nicht weit gewandert, als er schon Knüppel und Revolver zu brauchen Gelegenheit fand. Eine Anzahl Spitzbuben hatten eine Menge gut erhaltener Groceriewaren gefunden, darunter ein Fass Branntwein. Sie hatten ein Loch hinein geschlagen, schöpften das Feuerwasser mit Kannen und Kesseln heraus und soffen wie die Indianer. Ein riesiger Kerl stand auf den Saiten eines zertrümmerten Pianos und sang ein unflätiges Lied, welches er mit einem Jig und Juchhe beschloss. Daneben war ein halbes Dutzend dieser rohen Gesellen fluchend im Handgemenge mit einander um den Besitz eines Kleinods begriffen, das aus einem ruinierten Hause gestohlen war; und eine Menge stand um das Fass herum und schrie wie die Wilden. Mit dem Knüppel in der einen Hand und der Pistole in der andern drang Otto plötzlich auf die Bande ein und jagte die berauschten Feiglinge auseinander. Dann ergriff er rasch einen Eisenbarren, womit das Loch gemacht worden war, und zerschlug das Fass in Stücke, dass der Branntwein bis auf den letzten Tropfen in den Sand lief. Schon machten die verschüchterten Unschuldigen, die sich noch gar zu sehr vom Durste gepeinigt fühlten, Miene, zurückzukehren, um „dem Blechpolizisten die Hirnschale einzuschlagen". Otto aber, der nicht unnötiger Weise Blut vergießen wollte und eine zwanzigfache Überzahl gegen sich sah, schritt, ohne jedoch eine Spur von Angst zu verraten, sogleich von dannen, musste aber einen wahren Hagel von Flüchen und Schimpfreden hinter sich her schleudern lassen.

Als er so dahin ging, die Augen auf jede Leiche werfend, ob er nicht endlich die Ersehnte entdecken könne, musste er oft wahrnehmen, wie die unbeschreibliche Größe des darein gefahrenen Unglücks das Menschenherz gleich einem

plötzlichen Donnerschlag betäubt und abgestumpft hatte. Wohl begegneten ihm bleiche Wangen, eingesunkene Augen und schlotternde Kniee auf Schritt und Tritt, aber doch schienen die allermeisten das Furchtbare ihrer Lage und das Schauderhafte ihres Verlustes nicht fühlen, nicht fassen zu können. „Hello, Will! Wo ist Jim?" hörte er zur Rechten. „Verloren!" war die Antwort. „Ist das so? Adieu!" „Guten Morgen, Herr Holden!" klang es zu zu seiner Linken. „Haben sie Frau Holden gerettet?" „Nein!" kam es zurück; „sie ist mit dem Hause untergegangen. Sie haben Ihre beiden Söhne verloren, nicht wahr?" „Ja. Leben Sie wohl!"

Das menschliche Herz kann nur ein gewisses Maß Freude oder Schmerz fassen; was darüber hinaus geht, fühlt es nicht mehr.

Jetzt kam Otto an die Hängebrücke, die gestern Abend noch in der Eile nach dem Bahnhof über den Conemaugh Creek geworfen worden war. Man hatte zwei Seile, vier Fuß von einander, über den Fluss gespannt und Bretter darauf festgebunden. In der Mitte sank sie bis auf zwei Fuß zu den schmutzigen, schäumenden Wellen hinab, und sobald jemand darüber ging, schwankte und schaukelte sie so sehr, dass furchtsame Leute bleich vor Schrecken wurden, und viele es für weit sicherer hielten, zu kriechen als zu gehen.

Eben kam eine Frauensperson über diese Brücke. Sie war schon bis in die Mitte gelangt und schien eine verzweifelte Freude an dem gefährlichen Schaukeln zu haben. Sie blieb stehen, sah in die schlammigen Wellen, machte sich mit der Brücke auf und nieder und dann von einer Seite zur andern schwanken und geberdete sich so sonderbar, dass Otto

ganz aufmerksam wurde. Ihr Haar hing vom bloßen Kopfe aufgelöst über die Schultern herunter, und die Arme waren nackt, so auch die Füße. Plötzlich machte sie einen Sprung zur Seite und versank in den aufschlagenden Wogen. Im nächsten Augenblick hatte Otto Knüppel und Pistole abgelegt, Rock und Hut und Stiefel ausgezogen, lief auf die Brücke bis wo sie hinab gesprungen war, und sprang ihr nach. Nach einigen Sekunden tauchten zwei Häupter wieder auf. Otto hatte sie mit dem linken Arm fest umfaßt und hielt sie über Wasser. Mit der Rechten arbeitete er dann, um ans Land mit ihr zu kommen, was ihm auch nach langer, schwerer Anstrengung gelang.

Als Otto jetzt, während das Wasser aus ihren Kleidern rann, Zeit fand, der Triefenden grade ins leichenähnliche Angesicht zu schauen, rief er entsetzt aus: „Gott im Himmel, Tante Schumann!"

Sie stierte ihn, während sie die nassen Strähne ihres Haares aus ihren Augen strich, verstört und wie geistesabwesend an. „Wer bist du?" fragte sie langsam. „Ha, du bist der Teufel," schrie sie dann, „der meine Kinder gestohlen hat. Wo sind meine Kinder? Schaffe mir meine Kinder wieder!" Sie griff mit beiden Händen ihren Retter an der Gurgel und würgte ihn.

Schaudernd riss er sich aus den Händen der Halbwahnsinnigen los. „Tante, Tante, was ist dir?" fragte er mit vor Erbarmung zitterndem Herzen.

„Ja, ja!" fuhr sie fort, indem sie auf die Wellen hinwies, „da unten habe ich sie gesehen. Da hast du sie vor mir verborgen. Ich muss sie holen." Damit wollte sie noch einmal in den Fluss eilen.

Otto erkannte den entsetzlichen Zustand, in welchem sich seine Tante befand. Er ergriff sie mit aller Kraft am Arm und zog sie fort. Dann nahm er seine abgelegten Sachen wieder an sich und führte nun die Willenlose raschen Schrittes mit sich weiter nach Peytons Wohnung. Die Treppe an dem Berge hinauf mußte er sie halb tragen. Im Hause angekommen, wurde die Unglückliche, die alles mit sich geschehen ließ, sogleich von den beiden thätigen Christinnen, Mutter Peyton und Bertha, in Pflege genommen, rein und trocken angezogen und zu Bett gebracht. Zugleich wurde ihr etwas Warmes zu essen und trinken gegeben. Jetzt trat auf die vierzigstündige maßlose Aufregung ihrer Nerven die Abspannung ein und sie sank auf viele Stunden in einen ohnmachtähnlichen Schlaf. Die vor Mitleid weinende und fürbittende Bertha wachte am Lager ihrer armen Tante.

Unterdessen lag Otto wieder seiner Pflicht ob, nämlich als außerordentlicher Polizist die Stätte der Verwüstung zu durchwandern, um Frieden und Ordnung aufrecht erhalten zu helfen, und suchte dabei fortwährend nach der teuren Gestalt seiner Verlobten. Wohl hundert Mal, wenn er bald hier bald dort Männer aus den Schutthaufen eine junge Weibsperson hervor ziehen sah und in der Hoffnung herbei sprang, die geliebten Gesichtszüge endlich zu erblicken, wurde er immer wieder getäuscht.

Gegen Mittag sammelten sich kleine Häuflein an den verschiedenen Orten, wo Kirchen gestanden hatten, um ihre Seelsorger, wenn dieselben sich noch unter den Lebenden befanden, und hielten unter freiem Himmel, mitten unter den Trümmern einer zermalmten Stadt stehend, einen Gottesdienst voll Trauerns, Schluchzens und Heulens, doch wurden auch Worte kräftigen Trostes, froher Ermunterung

und zuversichtlicher Hoffnung aus dem ewigen Evangelium den gnadenhungrigen Herzen verkündigt und Gebete voll gläubiger Inbrunst zum Himmel empor geschickt. Nachdem die Scharen sich so vor Gott ausgeweint hatten, gingen sie alle wieder mit Macht an die Arbeit, die noch Lebenden aus den Trümmern zu befreien oder die Leichen geliebter Angehörigen aus dem Kot zu graben und nach den zeitweiligen Totenhäusern zu tragen. Als ein solches wurde auch die englisch lutherische Kirche, deren Sonntagsschulraum voll Schlamm geschwemmt war, benutzt.

So schlichen die Stunden des Nachmittags langsam hin. Die unermessliche Feuersbrunst vor der Brücke, welche in den Scheitern gewütet und viele Hunderte von Menschen, lebendig oder tot, mit verzehrt hatte, war jetzt am Zusammensinken und Verlöschen. Schon wollte die Sonne hinter den Bergen im Westen hinab tauchen, und Otto hängte mutlos den Kopf, dass er auch an diesem Tage, dem schauerlichsten Sonntag seines ganzen Lebens, Ida nicht gefunden hatte. Da erblickte er in einiger Entfernung vor sich am Ufer des Stony Creek mitten unter Blöcken, Wagenrädern, Mehlfässern und Trümmern aller Art den Oberkörper einer weiblichen Gestalt. Er trat näher hinzu. Mit einem lauten Aufschrei fiel er neben ihr auf dem kotigen Boden in die Kniee, ergriff ihre Hand und bedeckte ihr Angesicht mit glühenden Küssen. Es war die lange gesuchte und heiß geliebte Braut, Ida Fischer, die schöne. Ihre Füße waren unter einem Klotze fest gekeilt und mit den entblößten Schultern lag sie auf einem Baumstamm, dass ihre Stellung eine halb stehende war. Ihr Haupt lag etwas zur Seite, wobei ihr braunes, jetzt mit Sand durchwaschenes Haar zerstreut über die Borke des Eichstamms

herab hing. Ihre Arme ruhten beiderseits so bequem auf dem Blocke, als hätte sie sich zum Schlafen hingelegt. Augen und Mund waren geschlossen, und ein lächelnder Friede sprach aus den erbleichten Gesichtszügen. Auf ihrem Busen an einem seidenen Bändchen lag noch das goldene Gehenk, womit ihre Mutter sie heute vor acht Tagen in ihrer Begeisterung geschmückt, und an ihrem Finger glitzerte noch der kostbare Verlobungsring, den Otto selbst erst am letzten Donnerstag Abend, dem Tage der Himmelfahrt Christi, an ihre Hand gesteckt.

Die Erschütterung des Jünglings war so groß, dass er laut heulte und mit seinem weinenden Angesicht machtlos auf den Busen der teuren Leiche sank. „Gott im Himmel, dir sei ewig Lob und Dank!" rief er dann, indem er sich aufrichtete. „Ich darf ihr Antlitz noch einmal sehen; ich kann sie christlich zur Erde bestatten; sie ist kein Raub der Flammen geworden!"

Als der erste betäubende Sturm seiner Gefühle vorüber war, stand er auf und sah sich nach jemand um, der ihm den Leichnam nach dem Hause seines väterlichen Freundes auf Prospekt Hill tragen helfen könnte. Da er bei der hereinbrechenden Dämmerung niemand in der Nähe sah, ging er raschen Schrittes eine Strecke fort. Der erste, auf den er traf, war „Chal" Dick, der gewesene Bürgermeister der Stadt, der sich alsbald bereit erklärte, Otto beizustehen. Sie suchten ein breites, starkes Brett, das als Bahre dienen könnte, und kehrten dann zurück. Jetzt sah Otto zu seinem Erstaunen — denn er war noch keine zehn Minuten weg gewesen — eine männliche Gestalt, die ihm den Rücken zukehrte, gebückt neben der Leiche Idas stehen in hurtiger Beschäftigung. Otto eilte leisen Schrittes so schnell er konnte

mit seinem Begleiter herzu. Da sah er, dass der Mann eben daran war, den Finger Idas, an welchem ihr Verlobungsring stak, abzuschneiden. Bei diesem Anblick übermannte Otto ein solcher Zorn, dass er wie der Blitz seinen Revolver herausriss und zwei Schüsse auf den Leichenräuber abfeuerte. Lautlos sank derselbe neben Ida in den Kot mit dem Angesicht nach unten. Mit vor Aufregung bebenden Gliedern sprang der junge Polizist hinzu, drehte den Sterbenden um und sah ihm ins erbleichende Angesicht. Entsetzt fuhr er zurück: es war sein Vetter Oskar Wilder.

Stumm standen beide Männer einen Augenblick da, bald auf einander bald auf den im Tode Röchelnden sehend. Dann machte sich das brausende Herz Ottos Luft, indem er mit blitzenden Augen in die Worte ausbrach: „Höllisches Raubtier! Ist das letzte Fünklein von Menschlichkeit in dir erloschen? Zitterst du nicht vor dem Allmächtigen, der so schauerlich Gericht über uns hält? Die Rache Gottes hat dich ereilt! O der verruchte Schandbube!"

„Recht so, Sanders!" stimmte Herr Dick zu. „Ein so schamloser Dieb, dem in diesem unsäglichen Unglück unserer Stadt selbst die Leichen der Untergegangenen nicht mehr heilig sind, verdient, wie ein Hund niedergeschossen zu werden. Da liege er, bis die Raben sein Aas verzehren! Kommen Sie!"

Otto hob den abgeschnittenen Finger mit dem Ring vom Boden auf und steckte ihn vorläufig in den Busen Idas. Dabei wurde er gewahr, dass das goldene Gehenk auch bereits fehlte. Er fand es in der Tasche des Räubers. Ingrimmig steckte er es zu sich. Ohne sich noch weiter um den Spitzbuben, der eben verendete, zu kümmern, gingen sie daran, die Leiche aus ihrer Lage mit sanften Händen zu

lösen, sie auf das breite Brett zu legen und langsam nach Prospekt Hill zu tragen.

Unterwegs erzählte Mr. Dick, dass seit anderthalb Stunden im Bahnhof ein Mann mit einem Säugling auf den Armen sich aufhalte, der das in seiner Wiege auf den Fluten dahin treibende Kind unten bei Verona, nicht weit von Allegheny, aufgefangen und gerettet habe, und nun hier seine Angehörigen suche. Das Kind habe an einer Perlenschnur um den Hals einen Golddollar hangen, auf welchem der Name „Freddie" eingegraben sei.

Als sie bei Peytons mit ihrer Bürde anlangten, trat Bertha eben aus der Kammer, wo ihre Tante lag, um zu sehen, ob Otto noch nicht zurück sei, weil Frau Schumann mit Flehen nach ihm verlange. „Gott sei Dank! Endlich, Otto, bist du hier. Komm geschwind herein, deine sterbende Tante begehrt dringend nach dir. Aber wen habt ihr denn da?"

Sie trat, während Otto hinein eilte, an die Bahre und hob die Zeitung, womit sie das Angesicht der Toten zugedeckt hatten, in die Höhe. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie einen Augenblick der Leiche in die wohlbekannten Züge. „O mein Gott!" jammerte sie dann, die Hände vor die Augen schlagend. „Ida! Ida! Die beste Freundin, die ich auf Erden hatte! Die einzige, die mich armes Mädchen lieb gehabt hat!" Sie kniete neben der Toten nieder, legte ihr Angesicht auf das ihrer erkalteten Freundin und weinte, als wollte ihr junges Herz brechen. Zärtlich dann ihre Wangen streichelnd und mit ihren weißen Fingern den Sand aus dem langen Haar der Toten kämmend, sagte sie: „O Ida! welchen Spott hat die erbarmungslose Flut mit

deiner Schönheit getrieben! Ach könnte ich noch einmal in deine großen, lichten Augen schauen! Vorbei! vorbei! Und ich bin verlassen, Gott sei mir armen, einfältigen Ding gnädig!" Ihre Thränenflut brach aufs neue hervor. Vater Peyton trat jetzt hinzu, faßte sie am Arm, zog sie in die Höhe und suchte sie zu trösten. Der fieberkranke Eddie hatte drinnen gehört, wie Bertha laut weinend den Namen seiner Schwester gerufen. Da hielt ihn nichts mehr im Bette, er kam in seinen Nachtkleidern heraus gesprungen und warf sich schreiend und liebkosend auf die Leiche. Jetzt hatte der alte Schotte alles, was er konnte, zu thun, um mit Hülfe Berthas den ganz außer sich geratenen Knaben ins Bett zurück zu bringen und da fest zu halten.

Inzwischen war Otto an das Lager seiner leidenden Tante getreten.

„Gott sei Dank, Gott sei ewig Dank, daſs du kommst, daſs ich dich noch einmal sehe, ehe ich sterbe!" So rief die Sterbende mit schwacher Stimme und aufleuchtenden Augen, als sie sein Angesicht erblickte. „Otto, ich sterbe. Mein Gatte ist dahin, meine Kinder sind dahin, mein Friede mit Gott und mir selbst ist dahin. Ich bin vom Scheitel bis zur Fußsohle gebrochen und zermalmt. Die Pfeile des Zornes Gottes stecken in mir. Otto, muſs ich — muſs ich wirklich in die Hölle?"

„Nein, Tante Schumann, du mußt nicht, du brauchst nicht, es ist nicht nötig."

„Aber ich bin eine verruchte Sünderin. Ich habe dich niederträchtig hintergangen und belogen. Die verzehrende Begierde nach den Gütern deines Vaters hatte mich blind und rasend gemacht. Der Teufel hatte mich im Stricke. Otto, kannst du — kannst du noch vergeben?" Ihre Augen

brannten in unaussprechlichem Schmerze. Ihre zitternden Hände erhob sie flehend nach dem Angesichte des Neffen, der sich über sie gebeugt hatte, und streichelte seine Wangen.

Die Thränen stürzten jetzt aus Ottos Augen, als er sagte: „Tante, Tante, ich vergebe dir alles, alles, von Herzensgrund. Und Gott im Himmel vergiebt dir auch. Sei getrost! sei getrost! Wir haben ja einen Erlöser, der alle unsre Schuld bezahlt hat und von den Toten wieder auferstanden ist!"

Ihre Gesichtszüge verklärten sich in seliger Freude. „Nun lobe den Herrn, meine Seele! Er hat mir vergeben! er hat mir vergeben! Nun sterbe ich in Frieden. Gott, du bist barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue. Du beweisest Gnade in tausend Glied und vergiebst Missethat, Uebertretung und Sünde. Jetzt kann ich meine Augen getröstet schließen. Lobe den Herrn, meine Seele!"

Otto konnte vor tiefer Bewegung lange nichts sagen. Dann ergriff er die Hand der Glücklichen und sagte: „Liebe Tante, nun vergieb du auch mir —"

„Ich dir vergeben?" fragte sie verwundert. „Ich habe dir nichts zu vergeben."

„Doch. Ich bin grob —"

„Zehnmal gröber hättest du gegen mich elende Betrügerin sein sollen! Die rechte Hand, die den Willen deines Vaters gefälscht hat, hättest du mir abschlagen sollen!" So unterbrach sie ihn mit großem Eifer. „Und wenn du mir irgendwie unrecht gethan hättest, wollte ich dir nicht einmal, sondern tausend Mal vergeben!"

Sie erzählte ihm nun noch mit kurzen, matten Worten, wie es ihr bei dem Ausbruch der Flut ergangen und wie sie

ihre sämtlichen Kinder verloren. Als Otto hörte, wie sie ihren Säugling in seiner Wiege ausgesetzt habe, blitzte es in seinem Auge wie eine plötzliche Hoffnung auf. Er fragte eifrig nach besonderen Merkmalen oder Kennzeichen.

Sie besann sich ein wenig und sagte: „Er trug ein blaues Kleidchen. Auf dem Kopfe hatte er eine weiße Mütze aus Garn gestrickt. Seine Decke war ein Crazyquilt."

„Sonst nichts Besonderes?"

„An seinem Halse trug er einen Golddollar an einer Perlenschnur, ein Patengeschenk, und auf der Münze war sein Name Freddie."

Ohne ein Wort zu erwidern, eilte Otto zum Erstaunen der Kranken aus dem Zimmer. In zwei Minuten war „Chal" Dick, von Bertha begleitet, mit eiligen Füßen auf dem Wege nach dem Bahnhof.

Jetzt sammelten sich alle unsre Freunde um das Sterbelager der Frau Schumann. Mutter Peyton, durch ihren Schlaf neu gestärkt, und Bertha waren soeben erst mit dem Waschen der Leiche Idas fertig geworden. Der ehrenfeste Puritaner, ihr Gatte, drückte der Kranken die Hand und richtete ihren Geist durch Kernsprüche und Geschichtsbeispiele aus der heiligen Schrift mächtig auf. Auch suchte er sie sofort vorzubereiten auf die große Freude, die ihrer in dieser Welt noch wartete.

Schon nach einer Viertelstunde kamen Herr Dick und Bertha in Begleitung eines Fremden zurück, der ein munteres Kind auf seinen Armen trug. Bertha brachte es herein.

Als Frau Schumann es erblickte, schrie sie, hingerissen von einer Freude, die nur ein Mutterherz fühlen kann, auf: „Mein Kind! mein Kind! Gerettet! gerettet!" Mit

übermenschlicher Anstrengung richtete sie sich von ihrem Kissen in die Höhe, riss das jubelnde Kind an sich und bedeckte es mit Küssen. Dann sank sie erschlafft zurück und die lindernden Thränen flossen wieder reichlich aus ihren brennenden Augen.

John Grimes von Verona, der Retter des Kindes, erzählte jetzt, er sei in seinem Kahn am Samstag Vormittag auf dem Flusse gewesen, um zu sehen, ob er nicht von den auf der Flut herunter treibenden Menschen etliche retten könne. Da sei ein Haufe von allerlei Trümmern daher geschwommen, und in der Mitte eine Wiege. Zu seinem höchsten Erstaunen habe er in der Wiege ein noch lebendes Kind erblickt, das seine fetten kleinen Händchen in die Höhe gehoben und bitterlich geweint habe. Er habe sich rasch durch die schwimmenden Scheiter und Bretter und Baumäste gearbeitet, die Wiege ergriffen und mit seinem Kahne ans Land gezogen. Er habe sich dann, nachdem seine Frau das Kind sorgfältig verpflegt und warm umgekleidet, mit demselben auf den Weg den Fluss aufwärts gemacht und allenthalben nach den Eltern desselben geforscht. Vor zwei Stunden sei er in Johnstown angekommen.

Die dankbare Mutter, deren Zunge schwer wurde, fasste mit bebender Hand die Rechte des biedern Mannes, zog sie an ihren Mund und küsste sie.

Otto sah, dass es rasch mit ihr zu Ende ging. Er trat vor das Bett und sagte ernst und feierlich: „Tante Schumann, unser Prozess ist entschieden. Gott hat ihn entschieden. Ich war fleischlich und irdisch gesinnt, aber Gott hat mich geläutert. Er hat die Wurzel alles Uebels, das Reichwerdenwollen, aus meinem Herzen getilgt. Er hat mit meiner innig geliebten Braut, die er in seiner unerforschli-

chen Weisheit nach wenigen Stunden des Glückes mir durch den kalten Tod in den Fluten wieder genommen hat, ein blutendes Stück von meinem Herzen gerissen, dass es vor tiefem, tiefem Leide zittert. Dort liegt sie, die herrliche, weiß wie Schnee — und kalt wie Schnee!" Seine Stimme bebte. Aber nur einen Augenblick, dann waren die Seufzer und die Thränen, die mit Gewalt hervor brechen wollten, bezwungen, und er fuhr gefasst fort: „Ich habe gründlich einsehen gelernt, dass das Ziel und der Wert des Lebens nicht die Güter dieser Erde sind, sondern Gott und seinem Nächsten in der Liebe zu dienen. Unser Heiland steckt unserm Leben sein Ziel mit den Worten: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen. Und den Maßstab für den Wert unsers Lebens giebt er an, wenn er sagt: Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Ein Leben in der Selbsucht ist ein verwerfliches und verlorenes. O was sind wir Menschen doch für Thoren, dass wir durch Hass und Neid und Feindschaft um den Staub dieser Erde unser Leben selbst zu einer Hölle machen! Und wenn der Tod kommt, müssen wir mit leeren Händen in die Ewigkeit. Hin ist hin, das Leben kehrt nicht wieder! Hinfort sage ich mich los von allem Mammonsdienst und darum auch von allen Geheimen Gesellschaften und andern sündlichen Anstalten und Mitteln, deren letztes Ziel ist, die Güter dieser Erde zu erjagen. Ich wollte in der Alma-Halle am Freitag Abend meinen Namen als Glied der Odd-Fellow-Loge vorschlagen lassen, um damit die Hand Ida Fischers zu erkaufen. Bei der Alma-Halle am Freitag Abend habe ich meine Ida in den Wellen verloren! Gott hat mich scharf gezüchtigt! —

Was Fluten und Flammen, die beiden Gerichtsboten Gottes, von dem Eigentum meines Vaters noch übrig gelassen haben das gehört fortan nicht mir allein, sondern uns allen in gleicher Weise. Deinen wunderbar geretteten kleinen Freddie, Tante, werde ich als meinen Schützling und Miterben betrachten und Vaterstelle an ihm vertreten, bis er großjährig ist. Bertha und Eddie" — letzterer konnte durch die offene Thür alles sehen und hören — „ihr seid mir Schwester und Bruder und gleichberechtigte Miterben. Herr Walter Peyton und Ehegattin, ihr Eltern meines unvergesslichen Freundes Daniel, ihr seid hinfort meine Eltern und ich euer Sohn an Daniels Stelle. So lange ich noch ein Stück Brot zu essen habe, werdet auch ihr satt werden."

Ihre Hände inbrünstig faltend, hauchte Frau Schumann: „Gott, wie gut — bist du! wie gut! — wie gut! Lobe den Herrn — meine — Seele!"

Ihre Augen brachen; ihr Herz stand still. Ein seliger Friede schlummerte auf ihren Zügen.

Tiefe Stille herrschte im Zimmer.

„Ewiger Gott", unterbrach dann endlich Vater Peyton das feierliche Schweigen. „Der du vormals durch die Flut die abgefallene Welt ersäuft, aber den gerechten Noah gerettet hast, du wirst einst durch Flammen die ungläubige Welt verzehren, aber die Deinen ewiglich retten. O wasche unsere Seelen, o läutere unsere Herzen, dass unser Glaube bewährt erfunden werde in deinem Gerichte wie das siebenfach geläuterte Gold!"

„Amen!" setzte Mutter Peyton hinzu.

Zwei Tage nachher wurden vier Leichen, Daniel und Kittie Peyton, Frau Schumann und Ida Fischer, die von Ottos Hand einen Myrtenkranz auf der marmornen Stirne

trug, zugleich auf dem Grand View beigesetzt, wobei Pastor Fink eine ergreifende und das tiefste Herz tröstende Grabrede hielt.

Idas Ring blitzte hinfort an Berthas Finger zum Andenken an die teure Freundin; ihr goldenes Geschenk aber behielt Otto und trug es zur unverwelklichen Erinnerung auf seinem Herzen.

Die Leiche der Mutter Idas wurde erst vierzehn Tage später aufgefunden und neben ihrer Tochter zur letzten Ruhe bestattet.

Die Fluten hatten sich verlaufen, die Flammen waren verloschen.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2009

Preservation Technologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 359 210 0